

# Mythos Schönenbuchen

Und Defensivsysteme mit Letzinen, Wehrmauern und Schanzen im Schöner Tal.



# INHALT

Exkurs Stadtgeschichte Schönau mit Montangeschichte	4
<i>Letzi, Letze, Letzinen, Letzigraben, Letzbach, Letzbifang und Letzimauer</i>	6
<i>Letzberg</i> und Wallgraben-Anlage Haideck	8
Tafelbild in der Kapelle mit <i>Krähenfüßen</i> und <i>Schnapphähnen</i>	15
Die Armagnaken 1444 bei St. Jakob an der Birs bei Basel	17
Rätselhafte Spuren in der Sagenwelt	18
Spuren in der Zeller Fasnacht	22
Klein- Hüningen und Groß-Hüningen	22
Mythos, Bild, Quellen und Übermalungsjahr 1727	25
Einzigartiger Flurname <i>Schwedengrab</i>	32
Schweden oder Armagnaken?	34
Schönau und der <i>Hauensteiner Landfahnen</i>	35
St. Blasien und der Hotzenwald 1632 – 1634	38
Standortbeschreibung der Kapelle	40
Vom heidnischen Heiligtum zur vielbesuchten Wallfahrts-Kapelle	41
Exkurs zu Fortifikation und Militärwesen	43
Von Fahnen, Piken und Hellebarden	43
Von „Ungläubigen“, barocker <i>Vanitas</i> und dem <i>Memento mori</i>	53
Türkensteuer in den Fürstbistümern Basel und Konstanz	58
Orale Überlieferungskontinuität seit Jahrhunderten?	59
Weltliches Schlachtengemälde oder katholisches Motivbild?	60
Historisch-militärisches Umfeld der Recht- und Wüstgläubigen	61
Strategische Punkte: <i>Schlossboden, Eck, Hau</i> und <i>Krinne</i>	63
Chursächsischer Leutnant <i>Johann von Marckloffski</i> (1648 - 1691)	68

Das Schweizer Regiment unter <i>Oberst Johann H. Bürkli</i> (1699)	68
„ <i>Ein Schlachten war's, nicht eine Schlacht zu nennen</i> “	69
Mythos St. Jakob 1444, fake news und alternative Fakten	73
Schweden als Franzosen und Franzosen als Schweden	78
Schönenberger als <i>Schweden</i> und Entenschwander als <i>Norweger</i>	78
<a href="#">Nachtrag: Aktuelle Forschungsergebnisse</a>	83
Zehn bedenkenswerte Gründe einer Neubewertung	85
Zeittafel	88
Restaurationszyklen	91
Quellen- und Literaturverzeichnis	91

---

Hinweis: Um die pdf-Textdatei nicht mit Bildmaterial zu überfrachten, wurden über 500 Fotos, Karten, Luftaufnahmen und LiDAR-Scans mit weiteren Textinformationen auf die nachfolgenden Web-Sonderseiten der Minifossi-Homepage ausgelagert:

<http://www.minifossi.pcom.de/Schlacht-von-Schoenenbuchen-St-Jakob-Basel-1444-Mythos-Sage-Suedschwarzwald-Einfuehrung.html>

<http://www.minifossi.pcom.de/Letze-Aiternbach-Schoenenbuchen-Schoenau-Letzgraben-Letzmauer-Schwarzwald.html>

<http://www.minifossi.pcom.de/Letze-Wembach-Sueden-Schoenau-Zugang-Hau-Boellbach-Lehbaechle.html>

<http://www.minifossi.pcom.de/Haideck-Heideck-Wall-Graben-Anlage-Letzberg-Schoenau-Wiesental-Landkreis-Loerrach.html>

<http://www.minifossi.pcom.de/Defensivsystem-Defensivlinie-Schanzen-Passuebergaenge-Angriffsrouten-Rueckzugsrouten-Vordere-Linie.html>

<http://www.minifossi.pcom.de/Hueningen-Klein-Gross-Vauban-Festung-Schanze-Schweden-Kaiserliche.html>

<http://www.minifossi.pcom.de/Diorama-Dioramen-Modellbau-historischer-Zinnfiguren-militaerhistorisch.html>

---

## Dank

---

Mein besonderer Dank gilt Benno Dörflinger (Todtnau), Prof. Dr. Schubring (Hausen), Pfarrer Helmut Löffler (Schönau), Christine Stiegeler (Förderverein Klösterle Schönau), dem Flurnamen-Spezialist Dr. Peter Löffelad (Ellwanger Institut für Sprachforschung), dem Fernleihe-Team der Stadtbibliothek Schopfheim, dem Vermessungsamt Lörrach und dem Redaktionsleiter André Hönig (Badische Zeitung).

## Kurze Stadtgeschichte Schönau und historischer Bergbau rund um Schönau

---

Zur allgemeinen Einführung: „1113 (Kopialüberlieferung 16. Jahrhundert) Scoennowa, Schoenow. Die Besiedlung des Tals dürfte im wesentlichen im 10. Jahrhundert von Westen her durch weltliche Herren vor sich gegangen sein, doch ist auch Einfluß und früher Besitz des Klosters St. Trudpert zu berücksichtigen. 1113 erhielt das Kloster St. Blasien umfangreiche Besitzungen aus der Hand mehrerer verwandter Geschlechter, u.a. der Herren von Waldeck und von Eichstetten. Durch weitere Schenkungen und Käufe kam bis 1260 das ganze Gebiet der nunmehr gebildeten Vogtei Schönau unter sanktblasianische Grundherrschaft. Schutzbvögte des sanktblasianischen Besitzes waren bis 1125 die Bischöfe von Basel, nach ihnen bis 1218 die Herzöge von Zähringen. Danach erscheinen als Vögte der Täler von Schönau und Todtnau die Herren von Staufen. 1321 siegelt schon der habsburgische Landvogt, 1336 erscheint das Wappen Österreichs im Siegel der Talvogtei. Unter österr. Landesherrschaft, die sich aus der Kastvogtei über St. Blasien entwickelte, war Schönau ein Bestandteil der Grafschaft Hauenstein und unterstand unmittelbar dem Waldvogt in Waldshut. Die sanktblasianische Grundherrschaft errichtete in Schönau neben der örtlichen Vogtei ein Amt Schönau unter einem Ammann, dem die 49 Ortschaften der Talvogteien Schönau und Todtnau und der Fröhnd sowie der Klosterbesitz in der Vogtei Zell und in sieben Orten der Markgrafschaft Hachberg-Sausenberg unterstanden. Zur Talvogtei Schönau gehörten mit eigener Gemarkung die später selbständigen Gemeinden Aitern, Geschwend, Schönenberg, Utzenfeld und Wieden mit ihren Nebenorten sowie die sog. »Grafschaft« mit Ober- und Niederböllen, Präg, Tunau und Wembach mit Nebenorten. Grundlage der Talverfassung blieb bis zur Einführung der österreichischen allgemeinen Gemeindeordnung 1786 bzw. bis zum Ende der Grundherrschaft St. Blasians 1806 das Talrecht von 1321, das den Talleuten manche Rechte gegenüber der Herrschaft vorbehielt. In die Niedergerichtsbarkeit zu Schönau teilten sich das Vogteigericht und das Ammanneigericht. In Malefiz- und Frevelsachen urteilte das Gericht des Waldvogts als Vertreter des Landesherrn. Neben dem alten Dorf Schönau wurde, wahrscheinlich im 14. Jahrhundert, eine planmäßige Anlage »Neuenstadt« gebaut; durch einen Großbrand 1599 schwer mitgenommen, im Kriege 1634 weitgehend zerstört. Sehr stark litt Schönau durch feindliche Brandlegung 1672/73 und 1926 durch eine verheerende Feuersbrunst. 1805 Abtretung an Baden, 1809 Erhebung zur Stadtgemeinde. Von 1807-1924 war Schönau Sitz eines badischen Bezirksamt und kam 1924 zum Bezirksamt Schopfheim, 1936/39 zum Landkreis Lörrach. Stadtrecht 1936 aberkannt, 1950 wieder verliehen. Bei Auflösung der Talvogtei 1809/52 erhielt Schönau umfangreiche Waldungen innerhalb der Gemarkungen Präg und Geschwend. Silberbergbau ist seit 1300 nachgewiesen, zweifellos aber weit älter, im 16. Jahrhundert aufgegeben. Wiederbelebungsversuch nach 1850 ohne viel Erfolg, 1890 eingestellt. Im 18. Jahrhundert Holzflößerei auf der Wiese nach Basel; wegen der Waldverwüstung 1756 eingestellt. Textile Hausindustrie im 18. und 19. Jahrhundert“.

Quelle: [https://www.leo-bw.de/web/guest/detail-gis/Detail/details/ORT/labw\\_ortslexikon/14987/Sch%C3%B6nau+im+Schwarzwald+-+Altgemeinde-Teilort](https://www.leo-bw.de/web/guest/detail-gis/Detail/details/ORT/labw_ortslexikon/14987/Sch%C3%B6nau+im+Schwarzwald+-+Altgemeinde-Teilort)

Da der Bergbau für die Entwicklung des Schönauer und Schönenbergers Siedlungsraumes eine wichtige Rolle spielte, hier eine kurze Einführung: „Auf der Ostseite des Belchen waren im Gefolge der landwirtschaftlichen Erschließung der inneren Schwarzwaldtäler in der Schönauer Mark, die das gesamte obere Wiesental umfasste, Erzvorkommen aufgespürt worden, unter ihnen der "Aiterberg" und der bedeutendere "Schönenberg" nahe Schönau als dem zentralen Ort. Die zeitliche Einordnung für den Beginn des Bergbaus im Gebiet von Schönau lässt sich eingrenzen durch den Bau der Kirche in Schönau im Jahre 1164. Dieser war notwendig geworden aufgrund der außer-gewöhnlich starken Bevölkerungszunahme, welche vermutlich durch die Zuwanderung von fremden Bergleuten hervorgerufen wurde. Die Entdeckung der Lagerstätten am Aiterberg reicht damit noch ins 12. Jhd. zurück. Es darf angenommen werden, dass das ältere Bergbauzentrum auf der Münstertäler Belchenseite über die zwar steile und beschwerliche, aber doch auch nahe Verbindung des Saumweges über die Krinne bergmännische Entwicklungshilfe im neu entstandenen Revier geleistet hat. Die beiden Orte Aitern und Schönenberg gehen demnach auf die Gründungen von Bergbausiedlungen zurück. In der Folge erlebte der Bergbau einen starken Aufschwung und hatte seine Blüte am Anfang des 14. Jahrhunderts, als über 300 Bergleute (incl. Familienmitgliedern) im Schönauer Tal gezählt wurden. Mit dieser Blüte einhergehend erhielt das kleine Städtchen Schönau die Stadtrechte und war Sitz der Talvogtei, die unter anderem auch das benachbarte Revier Todtnau unter sich hatte. Im Aitertal gibt es nur geringe Spuren von Tagebau (Pingen). Dies deutet darauf hin, dass vor der allgemeinen Umstellung auf Stollenbau um 1300 in dieser Gegend wenig an Schurfen gearbeitet wurde. Der obere Tagstollen am Aiterberg stammt aus dem ersten Drittel des 13. Jhdts. In den Zeiten der Hochkonjunktur des Silberbergbaus, in den 1330er und 1340er Jahren, wurden zwei Stollen auf den Erzgängen am Aiterberg vorgetrieben: Bei der Aiterer Säge ein 12 m langer Stollen oberhalb des Komplexes Aiterberg und ein im 20. Jhd. durch den Flussspatbergbau beseitigter etwa 10 m langer Stollen auf dem Erzgang Aitern. Der jähe Einbruch kam in der Zeit um 1350, als im hinteren Wiesental die Pest ausbrach und mehr als ein Drittel der Bevölkerung dahintrat, worauf der Bergbau fast zum Erliegen kam. Doch schon 1396 wurde ein Bergmann aus Todtnau mit einer neuen Konzession belehnt, wobei es sich vielleicht schon um den Beginn des Tiefstollens am Aiternbach selbst bei der ehemaligen Sägemühle (heute über dem Bach bei der Info-Tafel in Ortsmitte) handelte. Nach längerer Pause müssen etwa um 1500 die vielleicht schon früher (1396?) angesetzten Arbeiten an einem Tiefstollen bei der Aiterer Mühle zur Unterteufung der alten Stollen und Verhaue durch eine neue Gewerkschaft wieder aufgenommen worden sein, die zwischen 1520 und 1523 wieder abgebrochen wurden. Man war von der Bachseite her einer kleineren querenden Kluft gefolgt und dann nach etwa 40 m auf den Hauptgang nach rechts eingeschwenkt, wobei man das Feldort auf insgesamt 190 m vorantrieb. Nach dieser neuen Blüte des Bergbaus um Schönau seit dem 15. Jahrhundert waren 1611 bis 1613 wiederum durch die Pest und dann durch den Dreißigjährigen Krieg eine große Zahl von Opfern zu beklagen. Diese Ereignisse brachten den Bergbau, ähnlich wie in den benachbarten Revieren auch, vermutlich vollends zum Erliegen. Nach weiteren Jahrzehnten kriegerischer Auseinandersetzungen brachte erst der Aachener Frieden im Jahre 1748 wieder Ruhe in die Region. Damit setzte im 18. Jhd. eine neue Bergbauepoche ein, sodass auch kleinere Versuche auf der Ostseite des Belchens begannen. 1770 untersuchten Tiroler Schurf-häuer Erzgänge am Rollspitz sowie einen "Achatgang" bei Multen. 1777 erfolgte die Mutung und Belehnung des Suckentaler Obersteigers Joseph Ortlieb mit der alten Grube in Aitern, die später als St. Georgi-Stollen bezeichnet wird. 1780 wird von zwei großen Schächten in der Höhe

und zwei darunter liegenden verfallenen höheren Stollen, sowie dem am Aiterbach bergwärts getriebenen Tiefstollen berichtet.“

Quelle: <http://www.clara-mineralien.de/blackforest/blackforestsouth/schoenau---quellen-und-bergbaugeschichte.html>

### Letzi, Letze, Letzinen, Letzigraben, Lötzbächlin, Letzbach, Letzbifang und Letzimauer.

Seit 1996 beschäftigte sich die AG MINIFOSSI intensiv mit der Geschichte der Fortifikation (Festungswesen) im Südschwarzwald (Schwerpunkt 15. bis 18. Jahrhundert).

Erste gesicherte Hinweise auf eindeutig militärisch-defensiv eingesetzte Verschanzungen fanden sich in unserem Untersuchungsgebiet als solche *Letzen*, korrekt im *Plural: Letzinen*. Die frühesten urkundlichen Belege weisen auf solche Verteidigungsanlagen hin, die im Zuge des St.-Jakober-Krieges (1445 - 1456) bei Schwörstadt und bei Wehr zum Schutz gegen die Eidgenossen errichtet wurden.

*„Der Zug des Adalgoz von Wehr, als der Untervogt des Bischofs von Basel das Kloster St. Blasien überfallen wollte, wurde aufgehalten durch die Verhau und Schanzen an der Wacht, dem Paß zwischen Präg und Bernau, und abgewehrt durch das Aufgebot der Adeligen, Ministerialen und Freunde des Klosters und des Waldvolkes. Diese erste kriegerische Belästigung unserer Gegend fällt in die Zeit um 1138. Reste diese Wehranlagen seien im 18. Jahrhundert noch zu sehen gewesen.“* Quelle: Eduard Böhler (1960): *„Die Geschichte von Schönau im Schwarzwald“*. Rombach, Freiburg im Breisgau 1960, S. 236.

*„Ein solcher Trupp soll auf seinem Raubzug 1444 auch durch unser Tal gekommen sein, fand aber das Talvolk zur Abwehr gerüstet. Bei Schönenbuchen, wo beide Seiten die Felsabstürze bis zur Wiese reichen und nur einen Engpaß lassen, der durch eine Letze (eine Absperrung) unpassierbar gemacht werden konnte, stellte das aufgebotene Volk eine Fall. Auch weiter oben, unterhalb des Aiterbaches war eine Talenge mit Letze.“* Quelle: Eduard Böhler (1960): *„Die Geschichte von Schönau im Schwarzwald“*. Rombach, Freiburg im Breisgau 1960, S. 237.

Im Rahmen unseres Forschungsprojektes *Fortifikation im Südschwarzwald* stießen wir bei der Untersuchung von mittelalterlichen Letzinen im Wiesental und im östlich benachbarten Wehratal erstmals auch auf den *Letzberg* bei Schönau, den *Letzbrunnen* am *Dachseck* sowie den *Letzinen* bei Schönenbuchen und Wembach.

Die Letzinen, auch „*Letzi*“, „*Letzimauern*“ oder „*Letzine*“ („*Letzi*“ mhd. Hinderung, Hemmung, Grenzbefestigung, „*lezzen*“, ahd. Hemmen, aufhalten, schädigen, „*Letzi*“ oder „*Letze*“ waren also der Ort, wo man den Feind aufhält, hemmt, hindert, bekämpft oder der Standort einer „*Landwehr*“, Grenze) sind ursprünglich entweder natürlich entstandene oder künstlich hergestellte Engpässe an Gebirgsübergängen, Grenzpunkten, wichtigen Furten und Wegen, die sich mit wenig Verteidigern optimal sichern ließen. Oft wurden sie mit Gräben, Wällen, Palisaden sowie mit natürlichem Buschwerk, den „*Hagen*“, kombiniert. Neben der „*Letze*“ als eng begrenzter Verteidigungspunkt entwickelte sich mit der Zeit auch das großflächige „*Letzen*“, also das Errichten von Weg- und Annäherungshindernissen durch das großflächige Umlegen von Bäumen. Nicht nur im Mittelalter, sondern bis spät ins 18. Jahrhundert galt dies als effektives und defensives Verteidigungssystem.

1677 und erneut 1678 erfolgten französische Angriffe auf Schönau, das dabei fast völlig niedergebrannt wird. Offensichtlich stießen 1677 die Soldaten auf ihrem geplanten

Weiterzug wohl auf „*Letzinen*“: Die bei Eberle beschriebenen „*Engpässe*“ lassen die Vermutung zu, dass es sich mit hoher Wahrscheinlichkeit um den Engpass bei Schönenbuchen handelte. Wobei Eberle die Ereignisse in Schönau auf die Jahre 1672 und 1673 – und nicht, wie korrekt – auf 1677 und 1678 legt. Der Flurnamen „*Letzberg*“ in unmittelbarer Nachbarschaft verstärkte diese Annahme. Zudem finden sich 1536 und 1607 im Berain der Mühle südlich der Nähe der Kapelle eine „*Letzi*“ erwähnt (Quelle: Benno Dörflinger, Todtnau, Mailkontakt vom 28.12.2020). Weiterer Engpässe lagen etwas südlich von Schönau und bei Wembach.

*„Solch ein Engpaß war ober- und unterhalb Schönenbuchen. Im Berain von 1536 wird die „Letze“ unterhalb der Aiternbrücke und ein „Letzegraben“ dort genannt. Auch zwischen 1690/97 war dort eine Sperrmauer quer über das ganze Tal errichtet. Auch in der Enge bei der Kapelle war wohl eine Letze. Zwischen diesen beiden Letzen konnte der schmale Reit- und Karrenweg durch spitze Wurfeiselchen namentlich für Reiter unpassierbar gemacht und zwischen den beiden Letzen feindliche Scharen überwältigt werden.“* Quelle: Böhler, Eduard (1954): „Zur weiteren Erklärung der Bedeutung des Bildes in der Kapelle zu Schönenbuchen“, in: Das Markgräflerland: Beiträge zu seiner Geschichte und Kultur, 16. 1954, Heft 2. 1954.

*„Gegen das vordere Tal war Schönau durch Mauern und Schanzen abgeschlossen, die von dem Haselbach und Brand zur Flüh bis an den jenseitigen Berghang errichtet war. Gegen das hintere Tal war eine Absperrung gezogen bei Schönenbuchen über die Ebene.“* Quelle: Eduard Böhler (1960): „Die Geschichte von Schönau im Schwarzwald“. Rombach, Freiburg im Breisgau 1960, S. 255 ff.

Solche speziellen Defensivsysteme sind in erster Linie zur Abwehr von kleineren Angriffseinheiten geeignet, insbesondere dann, wenn diese vom Vorhandensein einer verteidigungsfähigen, also wehrhaften Letze, unvorbereitet überrascht werden. Dann besteht für die Verteidiger die Chance, aus einer sicheren Deckung heraus den Gegner erfolgreich zu attackieren und ihn von seinem geplanten Weiterzug auf- oder sogar abzuhalten. Daneben haben Letzinen natürlich auch einen präventiven Charakter nach dem Motto: *„ihr könnt uns nicht überraschen, wir sind vorbereitet und – wir erwarten euch“*.

Wird eine Letze – und hier gibt es Parallelen zu den Schanzlinien – allerdings mit starken Kräften gezielt angegriffen, ist die Gefahr groß, dass diese – zwar unter Verlusten – aber dennoch überrannt wird. Beispiele wie am *Hohlen Graben* sowie weiteren Schanz- und Letzanlagen sind hinlänglich bekannt.

Diese Einschränkung gilt auch für die *Letze von Schönenbuchen*. Zumal sie auch gleichzeitig von zwei Seiten (aus Norden und aus Süden) in die Zange genommen und massiv angegriffen werden kann. Ideal dagegen ist das Gelände für die Verteidigung gegen kleinere Einheiten, die auf Erkundungsritt oder als Vor- oder Nachhut, ohne unmittelbare Nähe zum Haupttrupp, agieren.

Wichtig ist aber auch die Erkenntnis, dass man bei Schönenbuchen sowie auch bei Wembach häufig nur in der Letze-Einzahl sprach – in Wirklichkeit waren es aber mehrere Letzinen (mindestens zwei Doppelsperren) bei beiden Standorten, die so ein komplettes defensives Sicherungssystem einschließlich dem Letzberg umfassten.

Noch ein kurzer Nachtrag: das sog. *Lötzbächlin* (Berain 1374) südlich der Kapelle ist sicherlich ein *Letzbächle*, da es innerhalb des Letzinen-Areals fließt und so auch eine

Hindernisfunktion im Gesamtkomplex der Letze in Form eines natürlichen Annäherungshindernisses – möglicherweise mit einem damit verbundenen Graben, einem „*Letzigraben*“, darstellte. Ob mit *Letzigraben* dieser oder eine auf der Ostseite der Wiese gelegene Grabenstruktur gemeint ist, bleibt offen. Das *Lötzbächlin* war einst Standort einer Erzmühle, in deren Nähe auch Bergbau betrieben wurde. So wird 1769 ein alter Schurf am sog. *Letzbach* beschrieben. Quelle: Eduard Böhler (1960): „*Die Geschichte von Schönau im Schwarzwald*“. Rombach, Freiburg im Breisgau 1960, S. 32 ff. 1567 wird im Zusammenhang mit einem Güterkauf des Klosters St. Blasien in Schönau eine *Letzbachstroß* erwähnt. Möglicherweise war dies die Zugangsstraße zur einstigen Erzmühle, könnte aber auch unterhalb der *Letzberghalde* liegen.

Erwähnt werden muss auch noch der bei Böhler aufgeführten Flurname „*Letzbifang*“. *bifang* (m.) im Deutschen Wörterbuch (DWB), *bí-vanc* (stm.) im Mittelhochdeutschen Handwörterbuch von M. Lexer, *bívanc* in den Nachträgen zu M. Lexers Mittelhochdeutschem Handwörterbuch und *bifang* (m.) im Frühneuhochdeutsches Wörterbuch. Der Name setzt sich zusammen aus „*Letz*“ und „*Bifang*“. „*Bifang* ist eine altdeutsche Bezeichnung (von *befangen*: umfassen, einschließen) für ein eingefriedetes Feld, gewöhnlich ein schmales Ackerbeet. In der Rechtsgeschichte bezeichnet *Bifang* ein von einem dazu Berechtigten, beispielsweise einem Markgenossen, gerodetes Grundstück, das durch Einhegung zu seinem Sondereigentum wurde und den allgemeinen wirtschaftlichen Beschränkungen wie dem Flurzwang nicht unterlag. Weitere Bedeutungen: ein schmaler, erhabener Ackerstreifen zwischen zwei Furchen, ein schmaler, rasenbestandener Grenzstreifen zwischen zwei Äckern; umzäuntes Feld, Bannmeile – umfangenes eingegrenztes Grundstück in der Allmende angelegte Rodung, die in Eigentum übergeht, oft der Bannmeile gleich Einzäunung, Grenze(n), Umkreis, Umzäunung, Gemeinschaft, Umfriedung. Quelle: <https://de.wikipedia.org/wiki/Bifang>.

Im Deutschen Rechtswörterbuch (DRW) Quelle: <https://drw-www.adw.uni-heidelberg.de/drw-cgi/zeige?index=lemmata&term=Bifangm> finden sich unter „*Bifang*“ aber noch weitere Bedeutungen, die im Zusammenhang mit dem Wort „*Letz*“ eine eigenen Bedeutung erhalten (die Jahreszahlen stehen für schriftliche Quellen): Halseisen (1421, 1447) und Gefangennehmung (1528). Quelle: Schweizerisches Idiotikon : Wörterbuch der schweizer-deutschen Sprache ; ges. auf Veranstaltungen der Antiquarischen Ges. in Zürich unter Beihülfe aus allen Kreisen des Schweizervolkes / begonnen von Friedrich Staub ... und fortges. unter Leitung von Albert Bachmann ... – Frauenfeld : Huber ; Basel : Schwabe. Erschienen: 1 (1881) ff. Teilw. u.d.T.: Schweizer-deutsches Wörterbuch. - Nebent.: Wörterbuch der schweizerdeutschen Sprache. - ab Bd. 17 erschienen bei Basel: Schwabe. Eine Überprüfung mittels *Geoportal* belegt, dass dieser Flurname in Baden-Württemberg heute nicht mehr nachweisbar ist und, wie auch das „*Schwedengrab*“, nur noch in schriftliche Quellen weiterlebt. Und damit das Schicksal vieler Flur- und Gewannnamen teilt, die im Rahmen von Flurbereinigungen, der Aktualisierung/Digitalisierung von Kartenwerken oder der Neuausweisung von Wohn- und Gewerbegebiete für immer verschwinden – und damit natürlich auch das damit verbunden Lokalwissen und dessen kulturhistorische Bedeutung. Entsprechend der in Nord-Süd-Richtung laufenden Aufzählung von Böhler sowie Eintragungen in historischen Karten liegt der gesuchte *Letzbifang* zwischen *Kirchbühl* und *Hägmatt* – direkt unterhalb der *Letzberghalde* und dem *Letzberg* selbst sowie dem *Letzbergbächle*.

### [Letzberg und Wallgraben-Anlage Haideck.](#)

Ich sehe unter Einbeziehung der bis heute noch gebräuchlichen Flurnamen und in deren ungewöhnlichen Häufung zwischen dem *Schönauer Letzberg* und dem *Letzbrunnen* beim *Dachsgraben* eine sehr alte Wegführung und Verbindungslinie, die sich

– beginnend von der *Letze* an der *Aiternbachbrücke*, dem, der *Letzmauer*, der *Schönenbuchener Letzinen*, dem *Letzberg* über das *Haideck*, die südliche *Letzberghalde*, nördlich vom *Gurgelwald* und dem *Haselberg* durch den Einschnitt des *Lehbächle* hinzieht. Und welche von dort den *Böllenbach* überquert und entlang dem *Sägebach* aufs *Dachseck* hochsteigt. Dort trifft diese alte Wegroute direkt auf die *Bürchauer Schanze* der an jener Stelle viel später errichteten *Vorderen Linie* und in Richtung Süden auf den *Letzbrunnen* (oberhalb dem *Dachsgraben*). Neben dem *Wolfsacker* war das *Dachseck* einer der wichtigsten Passübergänge zwischen Großem und Kleinem Wiesental und Zugang zum historischen Höhenweg Böllen – *Zeller Blauen*.

Etymologisch lassen sich die Grundwörter von *Letzberg* wie auch von *Haideck* gleich mehrfach deuten. So kann man natürlich in beiden Fällen die Bedeutung mehrfach interpretieren. Dies gilt besonders für das *Haideck*. Eine Einschränkung als Interpretation nur auf vorchristliche „*Heiden*“ ist daher zu vermeiden. Zumal sich im Rahmen der natürlichen Vegetations-, Höhen- und Klimastufen auch andere Deutungen anbieten („*Heide*“).

Ich tendiere angesichts der konkreten Begehung vor Ort und auch etymologisch im Vergleich mit der nahegelegenen *Haidflüh* – zu der ursprünglichen Schreibform als „*Heide*“ nur im sekundären Sinne einer typischen Landschaft und deren charakteristischen Vegetation, primär aber als *Allmendheide* (siehe unten). „1339 ein Gut ze der *Heideflu*, 1374 wird äußere (obere) und innere (untere) *Haidflüh* unterschieden. Der *Maierhof* zu *Haidflüh* war 1551 im Besitz des Klosters *St. Blasien*, zu dessen Amt *Schönau* *Haidflüh* samt *Böllen* gehörte. Auch nachdem *Böllen* selbstständige Gemeinde geworden war, behielt *Haidflüh* als Nebenort bis 1934 einen *Stabhalter* sowie eigene *Gemarkung* und *Vermögen*“. Quelle: [https://www.leo-bw.de/web/-gquest/detail/gis/Detail/details/ORT/labw\\_ortslexikon/14838/Haidfl%C3%BCh++Oberb%C3%B6llen+B%C3%B6llen+L%C3%96%3B+Gemarkungs%C3%BCbersichtsplan+1903](https://www.leo-bw.de/web/-gquest/detail/gis/Detail/details/ORT/labw_ortslexikon/14838/Haidfl%C3%BCh++Oberb%C3%B6llen+B%C3%B6llen+L%C3%96%3B+Gemarkungs%C3%BCbersichtsplan+1903)

„*Heiden nicht-atlantischen Typs* gibt es vor allem in Süddeutschland *Heide* (Landschaft): *Heide* (veraltet auch *Haide*) ist die Bezeichnung für einen Landschaftstyp und benannte ursprünglich das vom Menschen unbebaute Land, später auch eine schlechthin unfruchtbare, nicht urbar zu machende Landschaft und war damit ein Synonym für *Wildnis*. Im Ursprung bedeutete das althochdeutsche Wort *heide* (auch *heyde*) „unbebautes Land“ im Gegensatz zu dem für Garten- oder Land-wirtschaft urbar gemachten Land im Umkreis von Siedlungen. Diese Bezeichnung wurde auf die *Allmendeweiden* übertragen, die von allen Bauern der Gemeinde gemeinsam genutzt wurden; dabei waren *Wald* und *Weideland* nicht voneinander geschieden, der *Wald* wurde mitbeweidet und lichtete sich dadurch immer mehr aus. *Heide* war in der Folge mehr ein Rechtsbegriff als eine Landschaftsform, andernorts sprach man im gleichen Sinne von *Mark*, *Gemeine*, *Gemeinde*, *Gemeinheit*, *Allmende*..“ Quelle: <https://de.wikipedia.org/wiki/heide>.

Und auch in der Kombination als *Heideflu*: „Das Wort stammt aus althochdeutsch *fluoh* und *fluah*, mittelhochdeutsch *vluo* und daraus modern dann auch *Fluhe*, *Flüh* (Schweizer Standarddeutsch dim. *Flühli*), auch *Flühe* (dim. *Flüheli*) sowie schweizerdeutsch, seltener *Flueh* und *Flüo* (im Wallis) oder *Flüe* (dim. *Flüeli*, auch *Flieli*), seltener *Flüeh* (dim. *Flüehli*). Das Wort ist insgesamt im alemannisch geprägten Südwesten des deutschen Sprachraumes verbreitet. Charakteristisch ist es für in sanftere Formen eingebettete Felsformationen und Felsgipfel“. Quelle: <https://de.wikipedia.org/wiki/Fluh>.

Dass „*Heiden*“ nicht unbedingt immer für *Nichtchristen* und *Heidentum* stehen muss, belegt nachdrücklich ein Zitat des Astrologen Seni im Gespräch mit Wallenstein, dem Oberbefehlshaber der Truppen des Kaisers Ferdinand II., aus Schillers Drama: Wallensteins Tod, 5. Aufzug, 5. Auftritt: „*Nicht diesen Heiden überliefre dich, die Krieg mit unsrer heil'gen Kirche führen*“. Wobei mit den „*Heiden*“ die „*wüstgläubigen*“ (evangelischen) Schweden gemeint sind. Auch die ehemals so genannten „*Zigeuner*“, heute *Roma* und *Sinti*, wurden ebenfalls als „*Heiden*“ bezeichnet.

Aufbauend auf der offiziellen Rekonstruktionsskizze und parallel dazu herangezogener aktueller LiDAR-Geoportal-BW-Aufnahmen – sowie unter Einbeziehung morphologischer, geologischer und hydrologischer Befunde – ergibt sich ein sehr komplexer Fragenkatalog. Fragen, die wohl nur eine fachlich tragfähige Basis durch konkrete Grabungen und dabei gesicherten Bodenfunde erhalten. Wenn dem LDA dafür die finanziellen Mittel für eine Grabung fehlen, ist die Möglichkeit – in Absprache mit dem LDA – die Einschaltung einer privatwirtschaftlichen Ausgrabungsfirma zu prüfen, die z.B. von der EWS gesponsert wird. Dies wäre angesichts der anderweitigen EWS-Windpark-Planungsvorhaben, wo archäologische Fundorte massiv gefährdet und möglicherweise für immer zerstört werden, sicherlich eine interessante Public-Relations-Initiative.

Die Anlage auf dem *Haideck* zeichnet sich eben vor allem dadurch aus, dass sie durchaus vielfältig interpretiert werden kann und dabei – ohne Grabungen mit Bodenfunden – keine wirklich klare und allein gültige Deutungshoheit ermöglicht. Möglicherweise wurde im Laufe der Zeit die Anlage auch einer multifunktionalen bzw. multiepochnalen Sekundärnutzung unterworfen, die eine klare Zuweisung heute nicht mehr zulässt.

Ich habe in den letzten zwanzig Jahren über 120 rein militärisch genutzte Schanzanlagen – nicht nur in unserer Region – vor Ort untersucht, vermessen und dokumentiert. Dabei lassen sich mit der Zeit ganz bestimmte Merkmale feststellen, welche bei der Auswahl des Standortes, der naturbedingten Voraussetzungen, der geplanten militärischen Nutzung und strategischen Einbindung in bestehende Infrastrukturen wie Handelswege oder Passübergänge eine Rolle gespielt haben.

Auf Grund dieser praxisnahen Erfahrungen kann ich feststellen, dass die *Haideck*-Anlage auch als reines Erdwerk keine primär militärisch geplante Wallgraben-Anlage gewesen sein kann. So fallen vor allem bei einer so exponierten Kuppenlage die relativ schwach ausgeprägten Wallgräben im Süden auf – der primären talseitigen Angriffsflanke. Die südlichen und östlichen Gräben hätte man leicht überspringen bzw. auffüllen können und diese würden so keine effektiven Annäherungshindernisse bilden.

Bei einem möglichen Angriff zeigen mindestens drei Seiten deutliche Verteidigungsschwächen. Selbst auf den ersten Blick bestehende Naturhindernisse (Felspartien, Steilhänge, *Hag*-Strukturen mit „*grünem Stacheldraht*“) wären bei einem ernsthaften Angriff dennoch relativ schnell zu überwinden gewesen. Zudem die Anlage leicht und optimal bei einem feindlichen Angriff rundum belagert und komplett von jeglicher Nachfuhr und Versorgung abgetrennt werden konnte. Dabei wären die Verteidiger vor allem von der natürlichen Wasserzufuhr des nahen Baches abgeschnitten worden und so nur von (möglichen) Zisternendepots abhängig gewesen.

Die auf der offiziellen Rekonstruktionsskizze eingetragene östliche Zugangsseite (mit Tor) würde ich nach eingehender Gelände- und Luftbildauswertung dagegen auf der Nordseite mit einer nachweislich auffallend-massiven Grabenstruktur verlegen und damit dort den eigentlichen Hauptzugang vermuten. Diese nördliche Grabenlinie bildet die einzig ernsthafte und damit wehrhafte Defensiv-Struktur. Dies könnte man auch als möglicherweise erkanntes Bedrohungspotential aus Richtung Norden deuten. In der Nähe verlief dort die einstige und einzige Ost-West-Saumpfad-Verbindung über die *Krinne* ins Münstertal.

Eine solch solitäre und – von Experten bereits als keltisch-alemannisch zugewiesene Anlage (das Biosphärengebiet nimmt dies so schon in ihren neu gestalteten Malblock für Kinder auf) – müsste man zunächst in einem damals sehr komplexen Austausch- und Abhängigkeitsverhältnis mit dem kulturgeographischen Umfeld anderer – zeitgleich existierender – Siedlungen in der näheren Umgebung und der damit verbundenen (über-)lebensnotwendigen Infrastruktur (Tauschpartner, Straßennetz, Handelswege) sehen. Hierzu fehlen (bislang) die archäologischen Belege.

Der räumliche Standort ist – soweit meine Arbeitshypothese – trotz Morgen- und Mittagssonne nicht besonders gut für eine intensive landwirtschaftliche Nutzung wie Ackerbau (mangelnde Bodenqualität) geeignet – trotz möglicherweise besserer klimatischen Bedingungen jener früheren Epochen. Auch eine arbeitsintensive Terrassierung wäre wohl nicht praktikabel gewesen. Für eine angedachte Ansiedlung von kleineren oder größeren Gebäuden wäre das Gelände mehrheitlich zu uneben. Zudem läuft das Areal im Mittelteil muldenartig nach Osten aus, was bei Starkregen und der Schneeschmelze Überschwemmungs- und Erosionsprobleme mit sich brächte. Erfahrungsgemäß liegen gerade „*keltische Viereckschanzen bevorzugt auf steinfreien Böden*“ – was beim *Haideck* ebenfalls nicht zutrifft. Quelle: Wieland, Günther (1999): „*Keltische Viereckschanzen. Einem Rätsel auf der Spur*“, Theiss-Verlag, Stuttgart.

Die *Zurückgezogenheit* des Standorts deutlich über dem Talboden mit weiter Sichtachse aufs Tal bietet eine gewisse natürliche Schutzlage und spricht für ein Schutzbedürfnis der Erbauer. Vorausgesetzt, dass die Südosttangente mit Bäumen bewachsen war, hätte man die Anlage vom Talboden nicht ohne weiteres als solche erkennen können, was ihre tarnende Schutzfunktion erhöhte. Dabei überwiegt – wie schon unterstrichen – der auffallend unmilitärische Charakter und dem damit verbundenen dürftige Verteidigungszweck.

Dies macht auch eine Analyse der möglichen Aufstiegs- und Angriffsrouten deutlich: keine der empfindlichen Angriffspunkte ist wirklich gedeckt und gesichert. So bietet sich die fortifikatorisch entblößte Ostflanke mit von Talboden hochziehenden Geländeerinne geradezu als Einladung für einen Angreifer an. Ein dort installiertes Tor müsste wesentlich stärker gesichert werden.

Bislang sah man die einzelnen Geländepunkte wie die *Letze an der historischen Aiternbach-Brücke*, die *Letze bei der Schönenbuchener Kapelle*, die *Letze bei Wembach* und die Anlage auf dem *Haideck* immer als eher isolierte Einzelelemente an. Dabei – so meine Arbeitshypothese – gehören sie alle zu einem gemeinsam geschaffenen und gemeinschaftlich genutzten defensiven Gesamtsystem, das sich homogen unter dem Namen *Letzberg* zusammenfügt.

Die Neubewertung der historischen Vorgänge in und um Schönau in den Jahren 1444 bis 1446 bringt es mit sich, dass ich – ebenso als reine Arbeitshypothese – nun auch die Anlage auf dem *Haideck* hier zeitlich mit einbinde. Zwei Quellen-Hinweise haben mich dazu bewogen: „1446 machten auf Osterdienstag 600 Basler einen Streifzug durch das Wiesental bis nach dem österreichischen Grenzort Zell und führten 30 Gefangene, darunter den Vogt Schühlen von Zell und 600 Stück Vieh aus der dortigen Gegend fort.“ Quelle: Eberlin, August (1878): „Geschichte der Stadt Schopfheim und ihrer Umgebung im Zusammenhang mit der Zeitgeschichte“.

Sowie der Hinweis: „1446, 18. März: Die Basler mit 300 Mann versuchen Pfeffingen wieder einzunehmen, was aber trotz aller Anstrengung nicht gelang. Dafür rächen sie sich durch starke Streifzüge auf dem Schwarzwald, in dem Altkircher Amt und Breisgau.“ Quelle: J. M. Rudolf (1847): „Kriegsgeschichte der Schweizer seit der Gründung des Schweizerbundes bis zum ewigen Frieden mit Frankreich, aus den zuverlässigsten Quellen bearbeitet“.

Neben Schweinen (Zehntabgabe) war Großvieh der wertvollste Besitz der hiesigen Bauern, da infolge der mehrheitlich fehlenden fruchtbaren Ackerböden vor allem die Weide- und damit die Milchwirtschaft (mit Käseproduktion) – neben der Viehzucht – ein wesentlicher Pfeiler des Erwerbs und der Ernährung darstellte. Wobei Ochsen z. B. auch die wichtigsten Zugtiere waren. Die *kleine* Nutztierhaltung von Schafen, Ziegen, etc. wird nur der Vollständigkeit erwähnt. Der massive Verlust, den der Raum Zell durch den Basler Raubzug mit der Wegführung von 600 Stück Vieh erlitt, war für die geographisch nächst liegende Raumschaft ein ernstzunehmendes Signal, sein Vieh im Bedrohungsfall in eine möglichst sichere Schutzzone zu führen und dort zusammenzuhalten. Wobei ich mich angesichts der historische Bevölkerungs- und Siedlungsdichte um 1400 auch frage, woher die hohe Zahl von 600 Stück Vieh – allein aus dem Raum Zell – eigentlich herkommen soll. Und ob möglicherweise nicht auch schon Randbereiche nördlich von Zell betroffen waren – und somit die Gefahrenlage für Schönau vorhersehbar und damit außerordentlich hoch wurde.

Die geographische Lage vom *Haideck* wäre dazu sicherlich gut geeignet gewesen und würde auch erklären, weshalb die Wall-Gräben nicht – wie bei anderen wehrhaften Schanzen – bis zu sieben Metern breit waren: das Vieh überquert bzw. überspringt zwei Meter breite Gräben nicht mehr.

Für militärische Schanzen galt: „Wenn angängig, sollte der Graben 3 m tief, auf der Sohle 2 m und an der Kante 5 m breit sein. Im Graben lagen Fußangeln. Die hintere Wand des Grabens war mit schrägstehenden Spitzpfählen bestockt. Die ausgehobene Erde bildete an der Rückseite des Grabens einen Wall, der von der Grabensohle etwa 6 Meter hoch war.“ Quelle: Eduard Böhrer (1960): „Die Geschichte von Schönau im Schwarzwald“. Rombach, Freiburg im Breisgau 1960, S. 255.

Die Muldenform minderte auch das größte Risiko für das Vieh auf einer freien Hochweide oder Koppel: den Blitzschlag. Die Verwendung als historische Viehkoppel würde auch die massive Verbauung des Nordzugangs erklären: bei Auftrieb und dem Eintreiben des Viehs in die Koppel benötigt es einen stark verbauten Eingang, damit das Vieh in dem durch hölzerne Seitengatter gesicherten Engpass nicht seitlich ausbrechen kann. Was *Haideck* auch noch ermöglichte: würde sich ein möglicher Angreifer vom Tal hangaufwärts bewegen, könnte man das Vieh noch rechtzeitig weiter

den *Letzberg* hochtreiben und dieses so als Rückzugsraum nutzen, um die Herde dem fremden Zugriff zu entziehen.

Wie stark die Bevölkerung rund um Schönau in dem für mich wichtigen Zeitraum stand, belegen die nachfolgenden Ausführungen:

*„Während der gefährlichsten Jahre von 1634 bis etwa 1638 war die Bevölkerung der Talvogteiorte in die Bergwälder und Felsenwildnisse der Umgebung mit Vieh und Habe geflüchtet. Bis 1640 fanden wiederholt feindliche Überfälle statt, welche das Volk zur Flucht nötigten.“* Quelle: Eduard Böhler (1960): *„Die Geschichte von Schönau im Schwarzwald“*. Rombach, Freiburg im Breisgau 1960, S. 250.

*„Das große Überhandnehmen der wilden Tiere war eine Folge des verheerenden Krieges. Zum Schutze von Menschen und Weidvieh wurde am 9. August 1649 ein allgemeines „Wolf- und Bärenjagen“ für die Vogteien Schönau und Todtnau nebst Fröhd und Todtnauberg abgeordnet. Dabei wurde aber nur eine Wölfin, welche Junge säugte, auf dem Gisiboden vom „Haidflüher“ getötet.“* Quelle: Eduard Böhler (1960): *„Die Geschichte von Schönau im Schwarzwald“*. Rombach, Freiburg im Breisgau 1960, S. 253.

*„Mit Gottvertrauen schritten 1634 die aus ihren Schlupfwinkeln in Feld und Wald wieder in den Pfarrort heimgekehrten Bewohner an den Aufbau.“* Quelle: Eduard Böhler (1960): *„Die Geschichte von Schönau im Schwarzwald“*. Rombach, Freiburg im Breisgau 1960, S. 231.

*Mitten in den Jahren der Flucht in die Wälder und Felsen wurde die neunte Arbe der geernteten Frucht angefordert. Für 1638 verpflichtete sich Schönau und Todtnau, zusammen 180 Mut zu je 4 Rheinfelder Maß von 3 Fruchtarten nach Rheinfeldern zu liefern.“* Quelle: Eduard Böhler (1960): *„Die Geschichte von Schönau im Schwarzwald“*. Rombach, Freiburg im Breisgau 1960, S. 252.

Ich sehe einen weiteren zeitlichen Zusammenhang zwischen den bekannten *Letzinen* und dem *Letzberg* in Verbindung zum *Haideck*. 1536 und 1607 werden die *Letzinen* am Talboden namentlich in einem Berain aufgeführt. Die Tatsache, dass der gesamte Bereich als *Letzberg* benannt wurde – und bis heute diesen Namen trägt – macht deutlich, wie stark der Namen in der Gegend verwurzelt ist. Gleichzeitig wird aber auch deutlich, dass mit dem *Letzberg* vermutlich nicht nur die am Talboden existierenden *Letzinen* gemeint sind, sondern auch die Anlage auf dem *Haideck*.

Der etymologische Ursprungsabgleich von *Haid/Heid* erfolgte mit dem Deutschen Wörterbuch (DWB), dem Mittelhochdeutschen Wörterbuch von Benecke, Müller und Zarncke (BMZ), dem Mittelhochdeutschen Handwörterbuch von M. Lexer, Nachträge zu M. Lexers, dem Mittelhochdeutschen Handwörterbuch sowie auch dem Wörterbuch der schweizerdeutschen Sprache und dem Findebuch zum mittelhochdeutschen Wortschatz von K. Gärtner.

Wobei etymologisch die *Letze* oder die *Letzinen* nicht nur die Bedeutung als *Grenzbefestigung* oder *zugewiesener Wach- u. Verteidigungsabschnitt* haben, sondern auch im Sinne von *Verhinderung* oder *Abhaltung eines Schadens*. Daher wäre die Bezeichnung *Letze* für *Haideck* genauso zutreffend wie für die *Letzinen* am Talboden und somit etymologisch auch eine Bestätigung für den *Letzberg* als Einheit an sich und mit der Bedeutung: *der Berg, der Schaden abhält* – durch *Haideck* als spätmittelalterliche *Letze*.

Ein erster schriftlicher Hinweis auf die Existenz und die Funktion einer *Letze* erfolgt im Jahre 1277, danach in den Jahren 1336, 1349 und 1446. Der erste schriftlich Nachweis für den gesamten Schwarzwald folgte im Jahre 1484, konkret bezogen auf das Jahr 1467, und, was die Sache noch interessanter macht, unter dem Titel: „*St. Blasisches Waldamt 1467*“ im direkten Zusammenhang mit den Aufgaben eines Waldvogts dem *Hauensteiner Landfahnen*, mit dem die Vogteien Schönau und Todtnau im gemeinsamen Schutz- und Trutzbündnis standen. Quelle: „*Weisthümer – gesammelt von Jacob Grimm*“, 5. Teil, unter Oberleitung von Georg Ludwig von Maurer“, Göttingen in der Dieterichschen Buchhandlung, 1866 (1484 Schwarzwald/GrW. V 226). Und damit keine 21 Jahre nach dem Basler Raubzug (1446)!

Entsprechend der möglichen etymologischen Deutungen, der speziellen Bauweise dieser Anlage und der besonderen Einbindung in ein bestehendes Defensivsystem könnte man auf der Basis dieser Indizien im *Haideck* – so meine Arbeitshypothese – eben auch eine spätmittelalterliche *Letze* vermuten. Welche wohl primär nicht nur die Funktion einer Viehkoppel innehatte, zumal sie durch drei Letzinen auf dem Talboden nach Süden wie nach Norden optimal geschützt war. Dies würde auch den *Letzberg* treffend als ein aus mehreren Einzelobjekten bestehendes Gesamtsystem kennzeichnen.

Wobei man immer wieder die einzelnen Letzinen als isoliert funktionierende Fortifikationselemente im Rahmen eines typisch defensiven Verteidigungssystems einordnet. Und dabei die für ein solches System ebenfalls notwendige Infrastruktur und deren komplexem Zusammenspiel nicht die notwendige Beachtung schenkt bzw. einfach „*übersieht*“.

Effektiv funktionierende Letzinen müssen im Bedrohungsfall rund um die Uhr besetzt und immer mit einer ausreichenden Anzahl der Wachmannschaften gesichert sein. Dies bedeutet in der Realität Schichtbetrieb. Was wiederum die nächste Frage aufwirft: wo können sich die, welche vom Wachdienst kommen, ausruhen? Wo schlafen sie? Wo werden sie gepflegt und versorgt? Wer kocht das Essen? Wie und wo erfolgt die Zuteilung? Wo werden die für die Versorgung nicht weniger Leute notwendigen Nahrungsmittel „*gebunkert*“? Wie funktioniert die Kommunikation zwischen den Letzinen? Wie und wo erfolgt die Absprache des gemeinsamen Vorgehens, der gemeinsamen Taktik? Wie und wo erfolgt der Wechsel der Wachmannschaften? Woher werden im Notfall weitere Kräfte aktiviert? Wo mögliche Verletzte versorgt? Warum liegen gerade im Norden von Schönau gleich zwei Letzinen so nah beieinander – mit sie ganz offensichtlich festen Zu- und Abgängen zum Geländepunkt *Haideck*?

Was, wenn die heute noch sichtbare Anlage auf dem *Haideck* nur ein Teil eines Schutz- und Versorgungslagers für die Letzinen im Tal sowie für die Viehkoppel war, das als rückwärtige Infrastruktur die optimale Funktion beider Letzinen garantierte und Versorgungs- und Rückzugsbasis für die Verteidiger der Letzinen war? Das Gelände wäre dazu ideal geeignet gewesen – inklusiver der Versorgung mit frischem Trinkwasser. Gleichzeitig wäre so auch die für einen Angreifer nicht zu vermutende Aktion eines Angriffs in den Rücken des Feindes möglich gewesen und man hätte die beiden Letzinen als Verteidigungspunkte für Angreifer aus Süden wie auch aus Norden einsetzen können. Die kurzen Zugangswege zu beiden Letzinen am Talboden sowie dem Lager *Haideck* im Zentrum hätte ein optimales Zusammenwirken garantiert. *Haideck* und damit der *Letzberg* wäre somit zum wichtigsten Zentrum der Verteidigung von

Schönau geworden und der *Letzberg* als Synonym für dessen hohe Verteidigungsbereitschaft, als *Berg, der Schaden von Schönau abhält* und insgesamt *verhindert*.

Wertet man die Luftbilder sowie die LiDAR-Scans sorgfältig auf, fällt einem sofort die bis heute fast baumlose Fläche nördlich und nordwestlich der ebenfalls mehrheitlich baumlosen *Haideck*-Kuppe. Im Gegensatz zur sehr unruhigen Oberfläche des *Haideck*-Geländes, wo sich entsprechend der Kuppen-Muldenform massive Viehtritt-Spuren zeigen, ist dieser Bereich des Gelände offenbar nicht oder nur kaum beweidet worden. Genau diese Flächen würden sich sehr gut für ein großes Biwaklager anbieten, das problemlos ein Zeltlager von bis zu 200 Mann (entspräche dem durchschnittlichen Milizkontingent, das Schönau und Todtnau dem Hauensteiner Landfahnen zu stellen hatte) aufnehmen könnte. Mit rund 80.000 qm Gesamtfläche, von den sich rund 40.000 qm optimal als Lagerplatz eignen, wäre hier der geeignete Ort, eine Versorgungs- und Rückzugsbasis zu installieren – in „*Rufnähe*“ zu den beiden Letzinen. Mit der taktischen Möglichkeit, den vor den Letzinen auflaufenden Gegner nicht nur von zwei Seiten in die Zange zu nehmen, sondern dazu noch von der Hangseite her überraschend anzugreifen. Wie es übrigens auch das Tafelbild so genau vermittelt (die Reitertruppe wird von drei Seiten umfasst). Die Hänge entlang der beiden Letzinen erlauben taktische Reaktionen zwischen den Letzinen wie z. B. das für den Gegner unerwartet schnelle Herbeiführen zusätzlicher Abwehrkräfte.

Fazit: Meine Indizienkette ist eine reine Arbeitshypothese und bleibt sie solange, bis konkrete Ausgrabungen und die daraus gewonnenen Funderkenntnisse diese bestätigen oder widerlegen. Dies ist damit auch eine klare Aufforderung an die dafür Verantwortlichen, eine Grabung zu initiieren. Die kulturhistorische und archäologische Bedeutung einer möglicherweise keltisch-alemannischen Wallgraben-Anlage wäre für nicht nur für die Besiedlungsgeschichte des Wiesentals, sondern für die des gesamten Schwarzwaldes von so großer Bedeutung, dass ich mich frage, weshalb man eine solche Grabung so verzögert.

Andererseits wäre auch die durch Ausgrabungen bestätigte Annahme eines Letzberg-Biwak-Lagers genauso interessant. Sollte es tatsächlich nur an finanziellen oder zeitlich-logistischen Gründen seitens des LAD scheitern, wäre das Outsourcing an eine privat-wirtschaftliche Ausgrabungsfirma das Sinnvollste und Effektivste – gesponsert – wie bereits schon vorgeschlagen – von der Schönauer EWS (als *Ausgleich* für die möglicherweise *in Kauf genommene* Vernichtung archäologischer Denkmäler auf den Höhenzügen des Zeller Blauen).

Nur noch ein letzter Hinweis: es gibt eine auffallende Nähe, möglicherweise sogar eine direkte Beziehung zwischen der großen Doppelsperre des Reichslagers und dem *Haideck* (vergl. Webseiten).

### [Tafelbild in der Kapelle mit Krähenfüßen und Schnapphähnen.](#)

Bei einer ersten Exkursion nach Schönenbuchen fiel natürlich auch uns gleich das den Raum beherrschende Tafelgemälde auf, das an der westlichen Wand der Wallfahrtskapelle *Unserer lieben Frau von Schönenbuchen und zum Heiligen Petrus und Paulus* zu sehen ist. Wir stellten uns aber auch die Frage, was hat ein solch „*gewaltiges Schlachtengemälde*“ in dieser kleinen Kapelle zu suchen? Das im Barockstil *übermalte* Schlachtengemälde beeindruckte uns aber nicht nur durch seine ungewöhnlichen Ausmaße von 6,36 x 2,36 Metern, sondern es zählt zu den ganz seltenen Bilddo-

kumenten, auf denen das Ausbringen von *Krähenfüßen* so lebensecht dargestellt wird. Eine im gesamten deutschsprachigen Raum (und sicherlich weit darüber hinaus) einmalige Darstellung vom Einsatz sog. *Krähenfüße* (auch *Skorpione*, *Igel* oder *Wurfeisen* genannt), einer gezielt eingesetzten Defensivwaffe – auch von Bauern – die wir bereits aus unseren bisherigen Fortifikationsforschungen kannten.

Aus der eigenen bäuerlichen Arbeitswelt von Hof, Wald und Feld entwickelten diese zum Schutz ihres Landes eigene defensive, aber höchst wirkungsvolle Abwehrmaßnahmen. Denn das direkte Aufeinandertreffen und der Kampf Mann gegen Mann bedeutete nicht nur für den Söldner, sondern natürlich auch für die Bauern das hohe Risiko, dabei selbst verwundet oder getötet zu werden. Deshalb suchten sie nach Verteidigungsmöglichkeiten, bei denen sie bewusst den direkten Kontakt mit den Soldaten vermieden, diese aber doch effektiv bekämpfen konnten.

So führten sie – neben dem „*Großen Krieg*“ der regulären Truppen (der durch große Entscheidungsschlachten geprägt wird) und dem durch den Markgrafen Ludwig Wilhelm gerade im Schwarzwald praktizierten „*Kleinen Krieg*“ (der mehr durch kleinere Scharmützel und nicht alles entscheidende Kampfhandlungen bestimmt wird) – eine zweite Variante der Kriegsführung des „*Kleinen Krieges*“ ein: den des *zivilen Widerstandes* – in der Praxis vergleichbar mit dem sog. „*Volkskrieg*“ der *Guerillas und Partisanen*.

Bis 1648 kam es im Wiesental zu mehrfachen Ein- und Überfällen in wechselnder Besetzung - häufig verbunden mit schrecklichem Kriegsgräuel. So wurden 1643 im nahen Gschwend vierzehn Kinder, die in einer Mühle geflüchtet waren, von den Soldaten dort eingeschlossen, worauf die Soldateska das Haus in Brand steckte: Sieben Kinder verbrannten im Feuer. „*Nach 1640 hausten bald die weimarisch-französischen, bald die kaiserlichen Truppen im oberen Wiesental, wo im Jahr 1643 weimarische (schwedische) Truppen die Gschwender Mühle in Brand steckten und sieben Flüchtlingskindern aus dem unteren Wiesental einen furchtbaren Tod bereiteten... Ende 1674 waren wieder Kaiserliche im Tal, kamen wieder die Franzosen und sengten und brannten.*“  
Quelle: Eduard Böhler (1960): „*Die Geschichte von Schönau im Schwarzwald*“. Rombach, Freiburg im Breisgau 1960, S. 47.

Für die Bauern war es eben gleich, welcher Kriegspartei diejenigen angehörten, die ihnen so etwas antaten, es war eins, wer ihnen die Vorräte abpresste, ihr Vieh wegführte, ihr letztes Schwein zur Kriegsbeute erklärte oder den Nachbarn, der wirklich nichts mehr zu geben hatte, erschossen oder einem anderen brutal den berüchtigten „*Schwedentrunk*“ einflößten. Für sie machte es keinen Unterschied, ob sie durch reguläre kaiserliche, schwedische, französischen Soldaten oder von Marodeuren malträtiert, gepeinigt, gedemütigt, geschlagen oder vergewaltigt wurden - der Hass auf jede Form soldatischer Erscheinung wuchs ins Unermessliche und bald war „*jeder Soldat des Bauern schlimmster Feind*“. Oft genügte dann ein einziger Übergriff – wie der Abtransport der letzten Körner der Getreidesaat für das nächste Frühjahr oder das mutwillige Abbrennen des Wohnhauses im Winter – um zu jenem Tropfen zu werden, der das Fass zum Überlaufen brachte. Und so fingen die Bauern an, sich zunächst gegen Marodeure zu wehren: es kam immer häufiger zu tödlichen Übergriffen, vor allem dann, wenn kleinere Gruppen einer marodierenden Soldateska auf Beutezug waren. Waren es anfänglich nur Marodeure, traf es später auch reguläre Soldaten. Quelle: Plassmann, Max (2000): *Krieg und Defension am Oberrhein: Die vorderen Reichskreise und Markgraf Ludwig Wilhelm von Baden (1693 - 1706)*, Historische Forschungen, Band 66, Duncker & Humboldt, Berlin und Mainz, Univ. Diss. 1998., 706 Seiten.

Taktisch klug in Form einzelner, aber sehr schmerzhafter „*Nadelstiche*“, rotteten sich – zuerst spontan, dann aber auch organisiert – die Bauern zusammen, die nicht mehr bereit waren, die Plünderungen, Brandschatzungen und Kontributionen ihrer Dörfer und Höfe widerstandslos hinzunehmen. Ausgehend vom Dreißigjährigen Krieg entwickelte sich diese besondere Form des gewaltsamen zivilen Widerstandes weiter und taucht in allen nachfolgenden Kriegen – bis hinein ins 21. Jahrhundert – immer wieder auf.

Abschätzig als „*Schnapphähne*“ bezeichnet – der Begriff geht ursprünglich auf die Bezeichnung für Raubritter und berittene Wegelagerer im Mittelalter zurück – wurden jedoch diese einfachen Bauern, vergleichbar mit den späteren Partisanen und Guerillas, schlechthin der Alptraum für alle regulären Truppen und ein angstvoll gefürchteter Gegner.

Auch auf dem nahen Hotzenwald wehrten sich die Bauern. „*Auf dem Wald begann 1633 ein Kleinkrieg des Landfahnnens gegen Beutemacher und Marodeure. Die Bauern vertrieben im April 1634 mit Verlusten einen Trupp von schwedischen Plünderern.*“  
Quelle: Der Hotzenwald im Dreißigjährigen Krieg, [www.alemannenhof.com](http://www.alemannenhof.com) › 2018/07 › Engel-Zittig-2018. Da sie ihr Land bis in den letzte Wald- und Wiesenwinkeln kannten, war es für die Bauern ein Leichtes, optimale Hinterhalte zu legen, um dort den Soldaten – gleich welcher Kriegspartei angehörend – aufzulauern. Sie wurden in Überzahl von den Bauern angegriffen und gnadenlos erschlagen. Dabei kamen auch immer wieder die Wurfeisen oder Krähenfüße zum Einsatz.

Die *Wurfeisen* waren aus Eisen handgeschmiedet, durchschnittlich 5 - 10 cm lang und bestanden aus vier, vom Zentrum ausgehenden, *Stiftdornen*. Sie waren so konstruiert, dass immer ein „*Dorn*“ oder eine der „*Krallen*“ nach oben zeigten, während die restlichen „*Stacheln*“ dem „*Igel*“ auf jedem Untergrund einen absolut festen Halt gewährleisteten. Ausgelegte „*Krähenfüße*“ waren bei Fußsoldaten und Berittenen gleichermaßen gefürchtet als „*Wölfe*“, „*Wurfeisen*“, „*Dornen*“, „*Stachel*“, „*Igel*“ oder „*Kralen*“ und im „*Kleinen Krieg*“ fester Bestandteil einer wirksamen Verteidigung.

Vor allem im Vorfeld von Feldbefestigungen wie Schanzen, aber auch „*Letzinen*“, waren diese *Wurfeisen* – oft zu Hunderten ausgelegt – eine gefährliche Defensivwaffe, die fürchterliche Fleischwunden bei Mensch und Tier verursachte. Trat ein Pferd auf einen solchen *Krähenfuß*, drang der Dorn tief in den Huf ein, das Pferd stieg hoch und war nicht mehr zu halten. Sehr oft warf es dabei seinen Reiter ab. Die schwere Rüstung und die Benommenheit vom Sturz hinderten ihn, sich wieder schnell aufzurichten und machten ihn so zu einer leicht zu tötenden Beute für die Bauern. Gerieten Soldaten zu Fuß in ein solches „*Dornenfeld*“, verursachten die „*Wölfe*“ lebensgefährliche Verletzungen, die angesichts einer damals kaum behandelbaren Blutvergiftung zunächst ein elendes Siechtum und dann einen qualvollen Tod auslösten.

#### [Die Armagnaken 1444 bei St. Jakob an der Birs bei Basel.](#)

Doch zurück in die Kapelle, wo die Erläuterungen zum Tafelbild unser weiteres Interesse weckten: „*Bei St. Jakob an der Birs bei Basel stießen 1.600 Schweizer auf das Söldnerheer, das 40.000 Mann zählte. 6.000 Feinde fielen, die Schweizer wurden bis auf 16, die sich retten konnten, eine Beute des Todes. Das heldenhafte Ungestüm der Eidgenossen machte auf die Hilfstruppen aus Frankreich solchen Eindruck, dass sie*

*es gar nicht wagten, gegen die Schweizer weiter zu ziehen. Vielmehr löste sich das Heer in einzelne Abteilungen auf und zog durch das Elsaß und den Breisgau. Ein solcher Trupp soll auf seinem Raubzug 1444 auch durch unser Tal gekommen sein, fand aber das Talvolk zur Abwehr gerüstet. Bei Schönenbuchen, wo von beiden Seiten die Felsabstürze bis zur Wiesen reichen und nur einen Engpass lassen, der durch eine Absperrung (Letze) unpassierbar gemacht werden konnte, stellte das aufgebotene Volk eine Falle. Der schmale Weg wurde durch Werfen der vierspitzigen Wurfeisen für Rosse und Menschen unpassierbar gemacht. An der engen Talschlucht soll es zu einem Gemetzel gekommen sein, so dass die Wiese voll Blut geflossen sei. Das Schlachtenbild in der Schönenbucher Kapelle hält die Erinnerung an dieses rettende Gefecht von 1444 seit Jahrhundert wach. Der gelehrte Abt Gerbert von St. Blasien erwähnt in seiner dreibändigen "Geschichte des Schwarzwaldes" auch diese Schlacht von Schönenbuchen und die alte Schlachttafel. Er glaubt aber, dass das geschlagene Kriegsvolk nicht zu den Armagnaken gehört habe, sondern eine Schar Schweizer gewesen sei." Quelle: Infotafel in der Wallfahrtskappelle Unserer lieben Frau von Schönenbuchen und zum Heiligen Petrus und Paulus, Schönenbuchen.*

*Wer waren diese Armagnaken? „Die Armagnac waren im Hundertjährigen Krieg die Parteigänger der Herzöge von Orléans (Ludwig von Orléans, 1392–1407, und nach dessen Ermordung Karl von Orléans, 1407–1465) und damit zählten sie zu den Anhängern des Dauphins. Seit 1349 war dies der Titel des jeweiligen Kronprinzen, von 1401 bis 1422 waren das nacheinander König Karls VI. die fünf Söhne. Bernard VII. hatte im Süden Frankreichs Soldaten rekrutiert, die dem Bürgerkrieg eine bis dahin nicht gekannte Brutalität verliehen. Nach Ende des Krieges verbreiteten diese Söldner als sogenannte Armagnaken (im deutschen Sprachraum: Armegecken), nach ihrer weißen Armbinde Les Bandes genannt, Angst und Schrecken. Im Alten Zürichkrieg wurden sie beschrieben als „ein wilder Söldnerhaufen, bestehend aus Franzosen, Bretonen, Gascognern, Lombarden, Spaniern, Schotten und Engländern, zumeist berittenes Söldnervolk, 40.000 Köpfe, davon 20.000 kampffähiges Volk“. 1444 siegten sie in der Schlacht bei St. Jakob an der Birs (1444), erlitten jedoch durch den erbitterten Widerstand der Eidgenossen so schwere Verluste, dass ihr Anführer, der Thronfolger Ludwig XI., den Feldzug abbrach.“ Quelle: <https://de.wikipedia.org/wiki/Armagnaken>*

*Eine andere Quelle berichtet: „... spiegelte sich auch in der Bewaffnung und Ausrüstung. Neben Verbänden in ritterlicher Aufmachung mit schwerem Harnisch und hoch zu Ross finden wir leicht bewaffnete Fußvolk und Gruppen von Armbrustschützen vermutlich lombardischer Herkunft. Die Einheiten aus Schottland und England waren größtenteils mit dem bewährten Langbogen ausgerüstet, der das Abschießen mehrere Pfeile innerhalb weniger Sekunden gestattet. Die kampferprobten Truppenkörper verfügten über genügend Kollektiverfahrung, um sich in jeder Situation des Kleinkrieges und der Feindschlacht zweckmäßig verhalten zu können.“ Quelle: Geiser, Werner (Hrsg.) (2000): Ereignis – Mythos – Deutung: 1444 – 1994 St. Jakob an der Birs, Basel, S. 25.*

### [Rätselhafte Spuren in der Sagenwelt.](#)

---

Offenbar war das Geschehen in Schönenbuchen ein für die ganze Region besonders eindrückliches Ereignis, das sich später auch in der Sagenwelt niederschlug. Im Zuge unserer umfangreichen Edelerz-Prospektionen und der montanhistorischen Projekte hatten wir bereits für das Projekt *Schwarzwald- und Rheingold* sowie für den *Schatzstein von Todtnauberg* ein umfangreiches Sagenarchiv mit rund 950 Einzelsagen aus

dem gesamten deutschsprachigen Raum angelegt. Hier fanden wir sofort eine kleine Auswahl der für Schönenbuchen relevanten Sagen.

Der früheste Hinweis stammt aus dem Jahre 1813 im *„Historisch-statistisch-topographisches Lexicon von dem Großherzogthum Baden“*: *„Schönenbuchen, auch Schönenbuchen, eine Wallfahrtskirche zum h. Petrus mit einigen Häusern in dem Pfarr- und Bezirksamt Schönau. Man sieht hier eine Tafel, auf welcher der Kampf und Sieg der hiesigen Bauern mit den durch das Schönauerthal 1443 eingedrungenen und zurückgeschlagenen Armeniaken (arme Jeken, Walchen, Schnaggen, Schindern vom Volk betitelt) nach dem Volksmeynung mit den Truppen des Dauphin Ludwig von Frankreich J. 1444, nach einer anderen Volksmeynung der Sieg des bayerischen Generals Johann von Werth (vom Volke Johann von der Wehr genannt) über die Schweden abgebildet ist. Man zeigt hier noch Fußangeln, deren man sich damals bediente, mit 4 Spitzen versehene Eisen, welche immer, man mochte sie werfen, wie man wollte, ein Spitze in die Höhe richteten.“* Quelle: Kolb, Johann Baptist von (1816): *„Historisch-statistisch-topographisches Lexicon von dem Großherzogthum Baden enthaltend in alphabetischer Ordnung eine vollständige Beschreibung aller Festungen, Städte, Flecken, Dörfer, Schlösser, Klöster, Stifter, Weiler, Höfe, Zinken, Berge, Thäler, Häfen, Seen, Flüsse, Handelsplätze, Fabrikörter, Gesundbrunnen, Bäder und überhaupt aller in irgendeiner Hinsicht bemerkenswerthen Ortschaften und Gegenden des Großherzogthums Baden, nebst Anzeige ihrer Lage, Entfernung, vormaligen und jetzigen Beschaffenheit, und aller ihrer Natur- und Kunstmerkwürdigkeiten.“* 3 Bände, Karlsruhe 1813.

Interessant bei der ersten Version: sie legt den Armagnaken-Einfall auf das Jahr 1443, weist das Jahr 1444 als *„andere Volksmeynung“* aus und deutet bereits auf Johann von Werth und die Schweden hin.

Und hier eine weitere Version aus dem Jahre 1887: *„Im dreißigjährigen Kriege zog aus dem obern Wiesenthale ein Heer Schweden feindlich gegen Schönau. Als sie dessen Kirchthurm erblickten, rief ihr Anführer: „Pfeiffer pfeif auf, wir sehen das Schönauer Geißhaus!“ und rascher rückten sie nun vorwärts. Auf den Bergen bei Schönenbuchen standen aber Engel, wie Schwarzwälder gekleidet, und warfen den Andringenden unbemerkt kleine vierspitzige Eisen in den Weg. Da diese in jeder Lage eine Spitze in die Höhe streckten, so drangen sie den darauffretenden Pferden in die Hufe, wodurch dieselben scheu wurden und das Heer in Verwirrung brachten. Die vordern Truppen gaben den hintern, diese jenen Schuld; sie geriethen miteinander in's Handgemenge und rieben sich bis auf den letzten Mann auf. Von ihrem Blute röthete sich die Wiese bis Klein-Hünigen. Schönau war nun gerettet und zum Danke stifteten seine Bewohner eine Abbildung der Schlacht nach Schönenbuchen, welche, nebst einigen der vierspitzigen Eisen noch dort zu sehen ist.“* Quelle: Bernhard Baader: *Die Schlacht von Schönenbuchen*; aus: *Die Volkssagen der Stadt Freiburg im Breisgau*; S. 105; 1887, Herausgeber: Heinrich Schreiber, Freiburg.

Eine andere der Sage aus dem Jahre 1919 bezieht sich auf den *Gurgelwald*, ein Waldareal auf dem *Gurgel*, einem Hügel, der sich direkt südwestlich an Schönau anschließt – Durchzugsroute der Schweden: *„Bestrafte Lästerung: Als im dreißigjährigen Krieg die Schweden Schönau angezündet hatten und dann weiterzogen, wandte sich einer ihrer Anführer auf dem Pferde um und rief auf die Kirche zeigend: „Seht doch, wie das Geißhaus brennt!“ In dieser Stellung erstarrte er, und das Leben floh aus seinem Körper. Er wurde im Gurgelwald bei Schönau in voller Rüstung begraben. Noch heute kann man dort einen Stein sehen, der „Schwedenstein“ genannt wird; in diesem Stein ist ein Kreuz eingemeißelt.“* Quelle: Humpert, Theodor (1919): *Heimatkunde des Amtsbezirks Schönau im Wiesental*, Schönau.

Dies erinnert mich auch an die Sage vom *"Weißen Stein"* aus dem Raum Raitbach und Schweigmatt. Der im nachfolgenden Gedicht erwähnte *"Weiße Stein"* – ein tonnenschwerer Monolith – gibt es wirklich und er liegt direkt an der Grenze zum historischen Schweden-Lager, das auf dem dortigen *"Schanzbühl"* eingerichtet war. Der Stein trägt auf seiner Vorderseite selbst eine heute noch gut erkennbare, uralte Meißelmarke in Form eines Kreises und eines aufragenden Pfeils prangt. Das Zeichen für *Mann oder männlich?* Oder aber – und da schließt sich in mysteriöser Weise der Kreis zur Legende vom ebenfalls dort angesiedelten *Geistereiter* – ein Schild mit Lanze, das alte Wikinger-Symbol für einen berittenen Krieger? In der begutchteten Meißelmarke sehen Experten zweifelsfrei die anthropogene Bearbeitungs- bzw. Werkzeugspuren und keinesfalls das Ergebnis natürlicher Erosionsspuren (wie z. B. der sog. *"Wollsack"*-Verwitterung). Ebenfalls können wir auf Grund unserer anderweitigen Forschungsprojekte auch Markscheider- bzw. Schinerzeichen ausschließen.

Die Sage *„Der Weiße Stein“* wurde von Lina Klemm, 1893 in Gresgen geboren, 1975 in Schopfheim gestorben, wurde als Gedicht in Liedform verarbeitet. Viele Jahre war sie Wirtin des *Tannenhofs* in Schweigmatt.

*"Es soll gewesen sein vor etlich' hundert Jahren,  
Erzählt die Sage uns vom "Weißen Stein",  
Zu jener Zeit, da Gustav Adolfs Scharen,  
Den guten Glaubenskampf zu kämpfen,  
Zogen ein, im Kriegeszug, in unsere heimischen Wälder.  
So auch am "Gleichen" dort, wo auf der Höh'  
In tiefen Schanzen lag das fremde Heer.*

*Und wo die Sage kreist, die hierorts ist bekannt,  
Und uns vererbt, der ehrbar Bauernstand.  
Ein Späher war's aus kriegerischem Troß,  
Mit Rüstung angetan, und hoch zu Roß,  
Wollt spähen nach dem Feind, mit keckem Mut.*

*Doch dieser war bereit und auf der Hut,  
Er nahte hinterrücks aus dunkelm Tann;  
Erschlagen ward mitsamt dem Roß,  
der kühne Reitersmann.*

*Und eingescharret auf der Stell' beim sagenhaften Stein.  
Doch der Geschichte Ende soll dies noch nicht sein.  
Die Sage weiß, und gibt uns kund  
Daß Mitternachts, zur Geisterstund,  
Der wilde Reiter wiederkehrt,  
just an der Stell, wo er ward eingescharret in die blut'ge Erd.  
Dann ging ein Raunen durch die Luft wie Kriegsgeschrei,  
und Hufgetrappel, Sporenklirren, soll zu hören sein.*

*Und wenn ein Bauersmann,  
Aus jenen Weilern rings umher,  
So spät noch fern von seiner Heimstätt wär'  
Er ging gewißlich nicht den Weg am "Weißen Stein",*

*Des wilden Reiters Spuck, es könnte sein,  
Gäb ihm ein heimlich Stelldichein.*

*Wohl liegt der Ursprung dieser Sage fern,  
Doch jede Sage birgt ein wahrer Kern,  
Der in die Fäden einer langen Zeit,  
Liegt eingesponnen, zu der Nachwelt Deut.  
Es möchte das Bestreben dieser Zeilen sein:  
Vergeßt die Sage nicht vom "Weißen Stein"!"*

In den neuen Sagensammlungen (1982 – 1989) fanden wir weitere Versionen zu Schönenbuchen: *"Steigt man in der Wallfahrtskapelle bei Schönau eine Steintreppe hinab, so kommt man in ein düsteres Kreuzgewölbe, das einen aus dem Boden herausschauenden Felsen einschließt, auf dem einst der hl. Petrus gekniet sein soll, wovon noch deutliche Eindrücke zu sehen sind. Oben in der Kapelle zeigt ein großes Wandbild die Kriegstat der Schönauer Bewohner. Es wird erzählt: Ein Teil von dem Heere des Herzogs von Armagnac, eines französischen Feldherrn, unternahm einen Streifzug über den Schwarzwald, in der Absicht, im Kloster St. Blasien reiche Beute zu machen. Dabei kam der Heereszug auch bis in den hintersten Teil des Wiesentales. Die Soldaten, es waren Reiter, nannte man Armeniazi oder arme Jäcken, auch Walchen, Schnacken oder Schinder. Um das Vordringen und den Aufenthalt dieser unheimlichen und unwerten Gäste zu verhindern und sie zu vertreiben, verfertigten die Talbewohner kleine, sternförmige, vierspitzige Wurfeisen derart, dass immer eine Spitze in die Höhe stand, man mochte sie werfen wie man wollte. Diese streuten sie auf die schmalen und schlechten Wege hin, wo sie in die Hufe der Pferde eindrangen; die Pferde wurden scheu."* Quelle: Bischof, Heinz (1982): Im Schwarzwald und am Hohen Rhein: Sagen aus Südbaden und der Nordschweiz. Morstadt-Verlag, Kehl/Strasbourg/Basel, Seite 74 – 76.

Und in einer wiederum anderen Version: *"Ein Teil des Heeres des Herzogs von Armagnac, eines französischen Feldherrn, unternahm einen Streifzug über den Schwarzwald in der Absicht, im Kloster St. Blasien reiche Beute zu machen. Dabei kam das Heer bis in den hintersten Teil des Wiesentales. Die Soldaten, es waren Reiter, sogenannte man Armeniazi, Armagnaken oder arme Gecken, auch Walchen, Schnacken oder Schinder. Um das Vordringen und den Aufenthalt dieser unheimlichen Gäste zu verhindern und sie zu vertreiben, fertigten die Talbewohner kleine sternförmige, vierspitzige Wurfeisen, so dass immer eine Spitze in die Höhe stand, man mochte sie werfen wie man wollte. Diese streuten die Talbewohner auf die schmalen und schlechten Wege, wo die Wurfeisen, dann in die Hufe der Pferde eindrangen. Die Pferde wurden scheu. Und die Reiter, die nicht wussten, woher dieses kam, gingen erbittert auf einander los, mordeten sich gegenseitig und richteten ein so entsetzliches Blutbad an, dass das Wasser der Wiese vom Blut rot gefärbt wurde."* Quelle: Vögely, Ludwig (1989): Sagen aus dem Markgräflerland, Braun-Verlag, Karlsruhe, Seite 95 – 96.

Abschließend ein weiteres Beispiel: *"Im Dreißigjährigen Kriege zog aus dem oberen Wiesental ein Heer Schweden feindlich gegen Schönau heran. Als sie dessen Kirchturm erblickten, rief ihr Anführer: "Blaser, blas auf! Pfeifer, pfeif auf! Wir sehen das Schönauer Geißhaus! Rascher rückten sie vorwärts. Auf den Bergen bei Schönenbuchen standen Engel, wie Schwarzwälder gekleidet, und warfen den Andringenden unbemerkt kleine vierspitzige Eisen in den Weg. Da diese in jeder Lage eine Spitze in die Höhe streckten, so drangen sie den darauf tretenden Pferden in die Hufe, wodurch dieselben scheu wurden und das Heer in Verwirrung brachten. Die vorderen Truppen*

*gaben den Nachfolgenden, diese jenen die Schuld. So gerieten sie miteinander ins Handgemenge und rieben sich bis auf den letzten Mann auf. Von ihrem Blut rötete sich die Wiese bis nach Klein-Hüningen. Schönau aber war gerettet. Zum Dank stifteten seine Bewohner eine Abbildung der Schlacht nach Schönenbuchen."* Quelle: Vögely, Ludwig (1989): Sagen aus dem Markgräflerland, Braun-Verlag, Karlsruhe, Seite 95 – 96.

### Spuren in der Zeller Fasnacht

---

*„So nahm sich der damalige FGZ-Präsident Hans Fräulin der Sache an. Er beriet die Narrenzunft bei der Suche nach einer anderen Figur, die geschichtlich zu Atzenbach passt und sich somit in die traditionsbewusste Zeller Fasnacht besser einfügt. So entstanden aus den Atzos die Schönebuechelotzi, die ein komplett anderes Häs erhielten als ihre Vorgänger. Der Schönebuechelotzi geht auf eine düstere Begebenheit vor fast 600 Jahren zurück. Am 26. August 1444 kämpfte bei St. Jakob an der Birs, vor den Toren Basels, ein Söldnerheer von Armagnaken im Auftrag des deutschen Königs Friedrich III. gegen die Eidgenossen. Bei dieser blutigen Schlacht wurde das eidgenössische Heer vernichtend geschlagen und die armagnakischen Söldner mussten schwere Verluste hinnehmen. Nach jener Schlacht zogen die Söldner brandschatzend und plündernd auch durch das Wiesental. In Schönenbuchen haben sich die Oberen Wiesentäler zusammengerottet, um die Söldner aufzuhalten. Sie lauerten ihnen auf den Felsen und Anhöhen auf und warfen beim Herannahen der Armagnaken eiserne Krähfüße ins Tal, die in die Hufe der Pferde drangen. Durch das Scheuen der Pferde ergab sich eine solche Hysterie, dass die Söldner sich gegenseitig angriffen und umbrachten. Die Sage berichtet, dass das Wasser der Wiese vom Blut der Getöteten rot gefärbt war und am Geisheuel auch ein toter Soldat angetrieben wurde. Zerlumpte (verlotzte), verwundete und hungernde Söldner sind Tage und Wochen nach dem Vorfall in Schönenbuchen immer wieder in Atzenbach aufgetaucht. Die Atzenbacher waren sich danach sicher, dass sich die Geister der Getöteten nachts durch das Dorf trieben, sie nannten sie Schönebuechelotzi.“*Quelle: <https://zeller-fasnacht.de/organisation/maskengruppen/schoenebuechelotzi>

### Klein-Hüningen und Groß-Hüningen

---

Während Schaubinger 1854 in seiner Volkssage noch schreibt: *„...und ein so entsetzliches Blutbad anrichten, daß das Wasser der Wiese vom Blute rot gefärbt wurde“*, ändert sich dieser Sagen-Passus erstmals bei Bernhard Baader 1887. *„Von ihrem Blute röthete sich die Wiese bis Klein-Hüningen“*, die dann von Theodor Humpert 1919 so weitergegeben wird: *„Von ihrem Blute rötete sich die Wiese bis nach Kleinhüningen.“* Zur Erinnerung an die jeweiligen geschichtlichen Hintergründe: 1871 Deutsch-Französischen Krieg und Reichsgründung und von 1914 – 1916 tobt der Erste Weltkrieg, wodurch Klein- wie Groß-Hüningen jedes Mal wieder in den Blickpunkt rückte.

Der Hinweis, dass sich das Wasser der Wiese bis nach Klein-Hüningen vom Blut der erschlagenen Armagnaken rot färbte, hat daher sehr wohl auch einen konkreten historischen Bezug. Auch aus dem Hinteren Wiesental wurden die Bewohner zum Schanzen nach Klein-Hüningen (siehe nachfolgende Textpassagen) zwangsverpflichtet. Den Schönauern und Schönenbuchener waren der Ort und seine militärische Bedeutung sehr wohl bekannt. Dass sich der Ort gleich doppelt in das Gedächtnis der Bevölkerung einbrannte, hat auch damit zu tun, dass nach 1636 bereits ab 1679 auf dem gegenüberliegenden Rheinufer des ehemals markgräflichen Klein-Hüningen (jetzt eidgenössischer Besitz von Basel) Vauban die mächtige Festung Hüningen anlegen ließ.

Das dort vorher angesiedelte Fischerdorf (Groß-) Hüningen wurde nach Norden umgesiedelt.

Ab 1385 teilten sich Kleinbasel (später Basel) und der Markgraf von Baden die Herrschaft, bis letzterer 1640 seinen Anteil an Basel verkaufte. Der Markgraf brauchte nach den vielen Kriegsjahren dringend Geld, während Basel sein Gebiet schon lange nach Norden ausdehnen wollte. So bemühte sich Basel etwa auch immer wieder erfolglos, das linksrheinische (Groß-) Hüningen zu erwerben. Der Markgraf verkaufte das Dorf für 3500 Reichtaler an Basel und so stieß es zur Eidgenossenschaft. 1833 bei der Trennung von Basel in Stadt und Land verblieb Klein-Hüningen als dritte Landgemeinde beim Kanton Basel Stadt.

Böhler berichtet über Schönau: „1636 liegt viel Kriegsvolk in der Nachbarschaft. Die Kaiserlichen befestigten Klein-Hüningen. Viele Schanzer wurden aus der Bevölkerung dorthin beordert“. Quelle: Eduard Böhler (1960): „Die Geschichte von Schönau im Schwarzwald“. Rombach, Freiburg im Breisgau 1960, S. 250.

Eine andere alte Quelle von 1751 schreibt: *„Als aber diese Völker diese Gegend nachwärts verlassen, so haben die Kaiserlichen in dem Jahre 1636 und 1637 also vor der Oberherrlichkeit an die Stadt Basel vollkommen gekommen ist, sich hierum wiederum vest gesetzt, und da der Herzog von Sachsen Weimar aus dem Burgund siegend zurückgekommen, in dem Bistum Basel eingefallen und dem Rheine sich genähert, unter dem General Feldzeugmeister von Reinach, oberster Befehlshaber der Vier Waldstätten bey dem Ausflusse der Wiesen in den Rhein eine Schanz aufwerfe, und mit zwey Stücken und Neunzig Mann, unter dem Commandanten Hans Georg Kempf von Angerich besetzen lassen. Diese Schanze solte mit halben Monden\*) bis an die Wiesen erweitert, eine neue Batteren zu Bestreichung des Rheins angelegt, alles Gebäusche an dem Ufer dises Flusses abgehauen, auch eine Zweyte Schanze angelegt werden. Da aber in dem folgenden 1638 Jahre den 18. Hornungs Herzog Bernhard mit der Kaiserlichen Armee bey dem deutschen Ritterhause zu Bücken mit abwechselndem Glück sich herumgeschlagen, drey Tage hernach aber in einem Zweyten Treffen zwischen Wihlen und Genzach selbige vollkommen besieget, so hat der schwedische General Major Turpadel nachwärts die Schanze zu Hüningen, als die Kaiserlichen sich daraus gezogen, und solche leer stehen lassen, besetzte; als aber Breisach gleichfalls erobert worden, ist die auf der Seiten von Klein Hüningen geschleifet.“* Quelle: Bruckner, Daniel (1751): „Versuch einer Beschreibung historischer und natürlicher Merkwürdigkeiten der Landschaft Basel – Stück 6 (1751) Klein Hüningen“, 4 Kupferstich-illustrationen, mehrere Holzschnitt-illustrationen im Text Klein Hüningen. Basel.

\*) (Redaktionelle Anmerkung: Hornung = Februar) \*) *„Halbmond oder Demi-lune: Ein im Graben vor einer Bastion errichtetes, aus zwei Facen bestehendes Außenwerk. Sein Grundriss ähnelt dem des Ravelins, doch ist seine Kehle halbmondförmig.“* Quelle: [https://de.wikipedia.org/wiki/Liste\\_von\\_Fachbegriffen\\_im\\_Festungsbau](https://de.wikipedia.org/wiki/Liste_von_Fachbegriffen_im_Festungsbau) „Lunette (von franz. lunette, „Brille“, das Wort leitet sich ursprünglich von „kleiner Mond“ her) bezeichnet seit dem 17. Jahrhundert im frühneuzeitlichen Festungsbau ein selbständiges Festungswerk mit zwei Facen und zwei Flanken.“ Quelle: [https://de.wikipedia.org/wiki/L%C3%BCnette\\_\(Festungsbau\)](https://de.wikipedia.org/wiki/L%C3%BCnette_(Festungsbau))

In linksrheinischen Hüningen – gegenüber dem rechtsrheinischen Klein-Hüningen – stand die französische Vauban-Festung, von der aus die gefürchtet-brutalen Kontributionszüge in das militärisch entblößte und damit schutzlose Markgräflerland geführt wurden, die auch für das Große wie das Kleine Wiesental massive Verwüstungen und überlebensbedrohliche Zwangsabgaben (Kontributionen) bedeuteten. *„Die Festung Hüningen war eine 1679 – 1691 nach Plänen des französischen Festungsbau-*

meisters Vauban erbaute und bis 1815 bestehende Festung im elsässischen Hüningen vor den Toren der Stadt Basel. Den Kern der Festungsanlage bildete ein Pentagon mit fünf Bastionen. Den fünf Kurtinen vorgelagert war jeweils eine Tenaille (Grabenschere), die wiederum durch eine Lünette geschützt wurde. Dieser Wall war von einem breiten Graben umgeben, der sein Wasser vom Rhein erhielt. Außerhalb des Grabens gab es im Norden und Süden je ein Hornwerk. Die Festung war mit 140 Kanonen bestückt und hatte Kasernen für 5000 Mann. Gegen Basel gab es zudem zwei vorgelagerte Werke, einen Maschikuliturm und eine Sternschanze. In der Festung war Platz für 1200 Einwohner, die Kirche, ein Spital, das Zeughaus und militärische Verwaltungsgebäude. 1694 wurde die Festung durch ein Vorwerk auf der Schusterinsel ergänzt. Da ein kleiner Teil der Insel zu Basel gehörte, grenzte die Festung damit direkt an Basler Gebiet. Entgegen französischer Zusagen wurde das Vorwerk auch durch eine feste Rheinbrücke mit der Festung verbunden. Schon lange schwelende und durch die Festung verschärfte Konflikte um Gebiets- und Nutzungsrechte auf Rhein und Schusterinsel kulminierten im baslerisch-französischen Lachsfangstreit von 1736/37. Für die nächsten 120 Jahre bildete die Festung für die französischen Armeen ein wichtiges Einfallstor in das Deutsche Reich, worunter insbesondere die Bewohner des Markgräflerlandes zu leiden hatten. Quelle: [https://de.wikipedia.org/wiki/-Festung\\_H%C3%BCningen](https://de.wikipedia.org/wiki/-Festung_H%C3%BCningen)

Basel empfand die Vauban-Festung immer als „Faust im Nacken“, was die Eidgenossen jedoch nicht davon abhielt, mit ihr und Frankreich stets lukrative Geschäfte abzuwickeln. Schließlich hatte man sich mit dem Vertrag *Ewiger Frieden* oder *Ewige Richtung mit Frankreich* in ein enges Bündnis begeben. „1521 vereinbarten die Eidgenossen und das Königreich Frankreich in Luzern ein Soldbündnis. Der französische König erhielt das Recht, im Falle eines «Verteidigungskrieges» Frankreich mindestens 6'000 und maximal 16'000 Schweizer Krieger in Sold zu nehmen... Die Ewige Richtung markierte in der Schweizer Geschichte den Auftakt der französischen Periode, jenen Zeitabschnitt, in dem die Eidgenossenschaft mehr und mehr unter den politischen, kulturellen und wirtschaftlichen Einfluss des französischen Königshauses geriet. Zusammen mit dem Soldbündnis von 1521 war die Ewige Richtung der Beginn einer neuen außenpolitischen Orientierung der Eidgenossenschaft auf Frankreich hin. Diese sollte bis zur Französischen Revolution eine zentrale Konstante der eidgenössischen Außenbeziehungen darstellen und einen wichtigen Faktor der Innenpolitik bilden. Die beiden Verträge brachten der bald danach patrizisch gewordene Eidgenossenschaft über Jahrhunderte ein weitgehend ungestörtes, enges Verhältnis zum absolutistischen Frankreich. Noch 1789, beim Sturm des Pariser Volkes auf die Bastille, waren eidgenössische Söldner beim vergeblichen Abwehrversuch beteiligt.“ Quelle: [https://de.wikipedia.org/wiki/Ewige\\_Richtung\\_mit\\_Frankreich](https://de.wikipedia.org/wiki/Ewige_Richtung_mit_Frankreich). Der in den meisten Sagen und Berichten enthaltene Hinweis „von ihrem Blute röthete sich die Wiese bis Klein-Hüningen“ kann somit als unverhohlene Drohung gegenüber jeder Art von Angreifer auf Schönau oder Schönenbuchen gewertet werden – ganz gleich, ob es sich dabei um Schweden, Franzosen, Eidgenossen oder selbst auch Kaiserliche handeln. Losgelöst von der Nationalität oder Kriegspartei: wer nach Schönau kommt, muss mit massivem, ja todbringendem Widerstand rechnen.

### [Mythos, Bild, Quellen und Übermalungsjahr 1727](#)

Was uns bei ersten Auswertungen der Sagen gleich auffiel: es gab mindestens zwei Wurzeläste oder Erzählstränge, aus denen die Sagen ihren Inhalt zogen: zeitlich aus zwei offensichtlich sehr unterschiedlichen epochalen Zuordnungen des fraglichen Er-

eignisses und mit ebenfalls zwei völlig unterschiedlich beteiligten Gruppen: einerseits 1444 mit den (mehrheitlich französischen) Armagnaken und andererseits 200 Jahre später im Dreißigjährige Krieg (1618 – 1648) die Schweden (eng mit Frankreich verbündet). Wir ließen es zunächst bei diesem offensichtlichen und auch gleichzeitig rätselhaften Widerspruch. Bis zum offiziellen Ende der AG MINIFOSSI (2012) besuchten wir noch mehrmals die Kapelle und die Umgebung – immer wieder auch verbunden mit dem Ziel, eine Lösung für dieses Rätsel zu finden.

Es bedurfte aber immerhin doch acht Jahre mit zwischenzeitlich etlichen neuen Studien zur Regionalgeschichte – bis für mich als ehemaliger Gründer und Projektleiter der AG im Herbst 2020 das Thema erneut aktuell wurde: aktuelle Fragen im Zusammenhang mit historischen Weg- und Fortifikations-Verbindungen ins Kleine Wiesental zur dort neu entdeckten Burganlage auf der *Unteren Sonnhalde* südlich von Bürchau und östlich der *Kastelhöfe* tangierten nun doch auch wieder den Schönauer *Letzberg*, die dortige *Haideck-Wallgraben-Anlage* sowie die *Letze* von Schönenbuchen. Und damit verbunden, ein wohl letzter Versuch, die Rätsel der sogenannten „*Schlacht bei Schönenbuchen*“ doch noch zu lösen.

Denn jetzt – zwischenzeitlich schon wieder Januar 2021 – sehe ich das Tafelbild nun in einem völlig anderen Licht – und versuche, meine neuen Erkenntnisse hier schriftlich zu fixieren.

Wobei ich den Hinweisen von Böhler folge, der sich nachweislich auf eine umfangreiche Beschreibung des Kunstmalers Vollmar aus Säckinggen bezieht, in welcher Vollmar 1857 eindeutig die Jahreszahl 1727 nennt, die so damals noch auf dem Tafelbild zu lesen war. (Böhler, Eduard (1960): „*Die Geschichte von Schönau im Schwarzwald*“. Rombach, Freiburg im Breisgau 1960, Seite 339 sowie Böhler, Eduard (1954): „*Zur weiteren Erklärung der Bedeutung des Bildes in der Kapelle zu Schönenbuchen*“, in: *Das Markgräflerland: Beiträge zu seiner Geschichte und Kultur*, 16. 1954, Heft 2. 1954.)

Ich nehme daher zum Auftakt zunächst den Text von Seith, Karl (1954): „*Das Bild in der Kapelle zu Schönenbuchen bei Schönau*“; in: *Das Markgräflerland: Beiträge zu seiner Geschichte und Kultur*, 16. 1954, Heft 1. 1954, Seite: 16 ff. „*Wer sich die Mühe nimmt, auf einer Rast in Schönau zur kleinen Petruskapelle nach Schönenbuchen hinauszuwandern, der gewahrt beim Eintreten in das kleine Gotteshaus zu seinem Erstaunen ein gewaltiges Ölgemälde von etwa zwei Meter Höhe und einer Länge von etwa 7 Meter. Es ist auf eine Holztafel gemalt. Schaut er genauer hin, so entziffert er eine Inschrift folgenden Textes: „Anno 1771 ist dise Taffell wider auff ein neues gemahlet worden/damalls ist Vogtt gewesen der ehrsame und bescheidene Adam Scheible/pfleger seindt gewesen die ehrsame und bescheidene Melcher butz und blese blese von breg/Joseph Zimerman Mahler von S. Trvtpert im Minster thall“.*

*Daraus entnehmen wir, daß das heute bestehende Bild im Jahre 1771 durch Übermalung eines vorhandenen älteren Gemäldes entstanden ist. Wenn wir weiter bedenken, daß eine Übermalung in jenen Zeiten erst nach Jahrhunderten vorgenommen wurde und das zur Übermalung bestimmte Bild einen ideellen Wert darstellte, der aus irgendeinem Grunde dem Gedächtnis der Gläubigen erhalten bleiben mußte, daß der Maler Zimmermann aus dem klösterlichen Kreis von St. Trudpert herüberkam, so muß der dargestellten Szene eine nicht alltägliche Bedeutung zukommen.*

*Was ist nun auf diesem Bild zu sehen? In der Mitte des Bildes gewahrt man ein wildes Reitergetümmel unter fremden Fahnen. Die bartlosen Männer, bewehrt wie die Römer, fallen übereinander her und bekämpfen sich mit den Waffen. Pferde sind gestürzt. Auf den Matten, die sich bis an den Wiesenfluß herabziehen, dessen Wellen den Vordergrund bilden, erblickt man „Skorpione“, also die bekannten Vierspitzeisen, die von Hand geworfen wurden und immer so zu Boden fielen, daß drei Spitzen auf dem Boden aufsaßen, die vierte aber nach oben zeigte. Traten Pferde auf diese Skorpione, dann verletzten sie sich den Huf und lahmten.*

*Zur Rechten und zur Linken des Reitergetümmels verharren unter österreichischen Feldzeichen mit dem roten Kreuz oder den Farben Rot-Weiß-Rot zwei Bauernhaufen in Waffen; ihre Männer tragen Bärte. An deren innerer Spitze steht ihr Führer, der mit ausgestrecktem Finger auf die Reiter zeigt. Die Bauernhaufen stehen in Ruhe, sozusagen mit Gewehr bei Fuß. Den Hintergrund bilden die gerundeten Berge im Westen des Schönauer Talkessels, davor erblickt man die Häuser einer Siedlung, in deren Mitte sich eine Kirche mit einem Giebeldach und spitzbogigen Schalllöchern erhebt, augenscheinlich Schönau darstellend. Vor den Bergkuppen schreiten, in halber Höhe sichtbar, drei Bauern und weiter rechts abermals dieselbe Gruppe, beide in Wurfbewegung begriffen. Was sie werfen, wird klar, wenn wir das Mattengelände, auf dem sich das Getümmel der Reiter abspielt, genau betrachten. Da liegen nämlich, bis hart an den Uferand des Wiesenflusses hingestreut, die Skorpione, und diese werden es sein, die von den bärtigen Bauern, die zwischen den Höhen dahineilen, geworfen worden sind.*

*Wohin ist nun dieses Bild, das sicherlich ein Geschehnis festhält, historisch einzuordnen? Daß ein wirkliches Ereignis der Darstellung zugrunde liegt, wird erhärtet durch den Flurnamen „Schwedengrab“; die Stelle liegt in den Matten zwischen Schönenbuchen und Schönau. Ein anderer ins Gewicht fallende Umstand ist ein in der Matte vor der Kapelle gefundener Skorpion, den der Bruder Albert Leo Schlageters, der dieses Gelände bewirtschaftet, dort aus dem Boden herausgeholt hat. Ich habe den Fund gesehen; er entspricht auf und ab denen, die auf der Westseite des Röttler Schlosses beim Abräumen des Schutts zum Vorschein kamen, hier ein Beweis der Belagerung durch die Basler im Jahre 1332, deren Annäherung die Verteidiger stören wollten.*

*Das genaue Abwägen aller Umstände führt zum Ergebnis, daß es sich um ein aus tiefstem Dank für wunderbare Errettung aus Kriegsnot gestiftetes Bild handelt, das an geweihtem Ort zum steten Gedächtnis aufbewahrt werden sollte. Daß es sich um Schweden handeln soll, ist füglich ausgeschlossen. Manche Schanze, z. B. die im Heidefeld südlich des Herzogenhorns liegt und auf der Tafel den Namen „Schwedenschanze“ führt, ist keine Schwedenschanze, sondern eine Anlage, die in das Schanzensystem des Markgrafen Ludwig Wilhelm von Baden („Türkenlouis“) hineingehört, das um 1690 entstanden ist, um die Franzosen von einem Einbruch nach Schwaben und Bayern abzuhalten. \*) Wo Ludwig Wilhelm damals nur abwehren konnte — denn aus Südosten rannte zugleich der Türke an — hat wenig später Prinz Eugen an den Grenzen des Reiches den Pfahl wieder aufgerichtet. Es ist hier abermals die alte Erscheinung festzustellen, daß der Dreißigjährige Krieg nicht nur materielle Zerstörungen bis auf den Grund mit sich gebracht, sondern auch die Erinnerung an die Ereignisse früherer Zeiten völlig ausgelöscht hat. An den Bauernkrieg des Jahres 1525 erinnert man sich um 1630 nicht mehr; das Britzinger Lagerbuch des Vogts Peter Kaltenbach, der um jene Zeit in der Flucht in Basel die Randbemerkungen in dieses*

Gemeindebuch eingeschrieben hat, vermerkt beim Todeseintrag einer sehr alten Frau, daß sie noch vom Bauernkrieg zu berichten gewußt habe.

Wir müssen schon auf das Jahr 1444 zurückgehen und kommen damit auf Schicksale, die weit über den Rahmen heimatlicher Geschichte hinausgehen und in die allgemeine Reichsgeschichte einmünden. Es handelt sich um den Versuch des Kaisers Friedrich III., die seinen Plänen widerstrebenden Schweizer mit Hilfe der armagnakischen Söldnerbanden, welche für Frankreich eine wahre Landplage bildeten, zum Gehorsam und zur Anerkennung der habsburgischen Oberhoheit zu zwingen. Um 4000 Mann hatte er gebeten; 40 000 Mann erschienen, geführt vom französischen Kronprinzen, dem Dauphin Ludwig. Er redet offen „von alter Dienstpflicht der Stadt Basel gegenüber der französischen Krone“; er erklärt auch außerdem, in diese Lande gekommen zu sein „zur Wiedergewinnung der dem französischen Reiche von alters unterworfen gewesen und ihm entfremdeten Gebiete“. Es handelte sich also klar weniger um die Interessen des Kaisers als um die Verfolgung französischer Ziele.

Wir wissen um die Schlacht von St. Jakob an der Birs am 26. August 1444, wo die 1400 Mann starke Vorhut der Eidgenossen sich mit einem so löwenhaften Opfermut gegen die Übermacht des französischen Heeres wehrte, daß der Dauphin von weiterem Vordringen absah. Doch wandte sich die Beutelust der Armagnaken gegen das Tal des Hochrheins und die Nebentäler. Das geschah mit einer solchen Wildheit, daß nach dem Beispiel der Eidgenossen die rechtsrheinischen Bauern aus den verschiedensten Herrschaften, ungeachtet der Erlaubnis ihrer Herren, sich bei Schwörstadt sammelten und Schanzen aufwarfen, um den zurückkehrenden welschen Haufen in der Stärke von 4000 Mann ein blutiges Ende zu bereiten.

Eine Abteilung dieser Armagnaken mag auch ins Wiesental gekommen sein, zieht doch ein altbegangener und -befahrener Weg vom Wehratal über den Dinkelberg ins Wiesental; das ist gewiß der alte Weg der durch Eichen geradewegs nach Flienkenwehr führt. Diese Söldner bildeten keine eigentliche Heeresabteilung. Ihr einziges Ziel war Plünderung und Beute. So mochte es unter ihnen wohl auch solche gegeben haben, die einander nicht grün waren. Da lahmte in der Gegend von Schönau einem Reiter das Pferd, das wohl auf einen Skorpion getreten war. Der Reiter vermutete einen bösen Streich seines Kameraden und gab ihm böse Worte, andere ergriffen Partei. Die Waffen saßen diesen Gesellen lose, und im Augenblick entspann sich eine Schlägerei mit Schimpfwort und Waffe, die schließlich in kurzer Zeit zu einer blutigen Auseinandersetzung führte.

Den Bauernhaufen blieb nichts mehr zu tun übrig. Ihre Führer waren besonnen genug, die Feinde sich selbst aufreiben zu lassen. Wenn diese einander selbst den Tod bereiteten, so waren die Bauern eines Teils ihrer Aufgabe enthoben. Den Rest werden sie erschlagen haben. Das sog. „Schwedengrab“ dürfte vielleicht ihre Gebeine bergen. Die heimische Bevölkerung war auf eine unverhoffte Weise von großer Not befreit. Denn die Nachrichten von den Untaten dieser Gesellen hatten sich mit Windeseile verbreitet und waren den Reitern bis in die abgelegenen Täler und Höfe vorausgeeilt, so daß jedermann wußte, was ihm und den Seinen drohte. Der Name der „Schinder“ oder der „Kehlensnyder“ sagte genug. Die Bevölkerung sah in der unbegreiflichen Rettung ein Wunder und spürte die gnädige Hand ihres Gottes. Daher mochte wohl das Bild rühren, das als fromme Gabe gestiftet wurde und die Szene des Vorfalls lebendig festhielt. Die Vogteien Schönau und Präg, zu denen eine nichtgeringe Zahl von kleinen Ortsgemeinden gehörten, mochten wohl in ihrer Gesamtheit die Stifter

*gewesen sein, und in Erinnerung daran wird der Maler die Namen des Vogts (von Schönau?) und der beiden Pfleger von Prag auf dem übermalten Bild von 1771 angegeben haben.“*

Ergänzend nehme ich nun noch den zweiten Artikel von Seith zu diesem Thema dazu: Seith, Karl (1953): „Die Frühjahrsversammlung in Schönau am 26. April 1953“, in: Das Markgräflerland: Beiträge zu seiner Geschichte und Kultur 15. 1953, Heft 2.1953, S. 84. *„In der Kapelle von Schönenbuchen, die auch Hebel bekannt war, sahen wir das mächtige Bild mit der sich bekämpfenden Reitergruppe inmitten der Tafel, den beiden zur Rechten und Linken verharrenden Bauernhaufen unter den österreichischen Fahnen, während über die Höhen etliche Bauern eilen, die die Wege und das Gelände mit Skorpionen bewerfen, die bis an das Wasser der im Vordergrund schäumenden Wiese zu erkennen sind. Denken wir an das unmittelbar benachbarte „Schwedengrab“, an die Zeit, in der die Skorpionen als Kampfmittel eine Rolle spielten, an die Tatsache, daß hier aus der Wiese vor der Kapelle ein Skorpion aus der Erde zum Vorschein kam, daß das Bild i. J. 1771 übermalt worden ist, dann ist die Einordnung in das Jahr 1444 des Armagnakeneinfalls nicht mehr unwahrscheinlich und die Verbindung mit der Schlacht von St. Jakob und der Letzte bei Schwörstadt gegeben. In die christliche Volkskunde führt der gerundete Findling, der an zwei Stellen Vertiefungen aufweist; er ist in der Gruft zu sehen, in die eine steinerne Treppe hinabführt. Hier habe Petrus knieend gebetet. Ihm ist auch die Kapelle geweiht, die ehemals auf der anderen Strassenseite gestanden ist.“*

Bezugnehmend auf diese Veröffentlichungen schreibt Eduard Böhler 1954 folgende Erklärung: *„Zur weiteren Erklärung der Bedeutung des Bildes in der Kapelle zu Schönenbuchen. Von der „Schlachtentafel“ in der Peterskapelle zu Schönenbuchen erzählte die letzte Nummer unserer heimatgeschichtlichen Zeitschrift „Das Markgräflerland“. Durch die eingehende und sachkundige Beschreibung dieses Gemäldes wurde Ergänzung geboten zu den Abhandlungen über diese Schlachtentafel, wie sie enthalten sind in dem Aufsatz „Eine alte Schwarzwälder Wallfahrt“ im Konradskalender 1938 und zu der ausführlichen Schilderung von Kapelle und Schlachtenbild im Kirchenkalender für die Pfarrgemeinde Schönau von 1928. Und doch sind noch Rätsel zu lösen über dieses Bild.*

*Die Inschrift zu Füßen des Bildes gibt als Entstehungsjahr des Gemäldes das Jahr 1771 an unter Vogt Adam Schäuble (Schaible) und den beiden Kirchenpflegern Melcher Butz von Schönau und Bläsi Bläsi (Biese Biese) von Prag (Breg). Das kann nicht stimmen. Denn 1771 war Talvogt Georg Fridolin Schlageten. Die beiden genannten Kirchenpfleger waren damals schon tot. Adam Schäuble waltete als Vogt wiederholt zu Anfang des 18. Jahrhundert, auch im Jahre 1727, als Melcher Butz aus dem angesehenen Geschlechte Butz und Bläsi Bläsi vom Rat mit der Verwaltung und Verrechnung des Kirchenvermögens als Kirchenpfleger betraut waren. Wahrscheinlich bei der Renovierung des Bildes wurde die unleserlich gewordene Zahl falsch entziffert und in 1771 verändert. Vorliegende frühere Notizen nennen 1727 als Fertigunjahr des Bildes.*

*Das zweite Rätsel, das auch der Verfasser der Abhandlung in unserer Zeitschrift zu lösen sucht, findet sich in der Bemerkung der Inschrift des Bildes, daß diese Tafel „wider auff ein neuwes gemahlet worden“ sei von dem Maler Joseph Zimmermann von St. Trudpert. Hat Zimmermann diese Tafel nur restauriert oder hat er sie neu gefertigt*

und vielleicht nach einem schon vorhandenen wohl kleineren Gemälde? Gern möchte man die letztere Deutung annehmen.

Die St. Peterskapelle ist alt. Schon im Berain von 1488 werden Besitzungen derselben aufgeführt. Im dreißigjährigen Krieg hat sie notgelitten. Denn 1655, also kurz nach Kriegsende, beklagt der Pfarrer den baulichen Zustand der vielbesuchten Wallfahrtskapelle mit den zahlreichen dort niedergelegten Votivgeschenken für außerordentliche Gebeterhörungen. Doch schon 1659 konnte eine neue Glocke geweiht werden, dann wurde trotz der Franzosenkriege die Kapelle neu gebaut, ein Hochaltar errichtet und Kapelle und Altar 1699 vom Weihbischof von Konstanz geweiht. Auf der Straßenseite hat das Langhaus nur kleine Oberlichter, damit Platz gegeben ist für das 10 Meter lange Bild des Langhauses. Wenn schon beim Neubau die Fenster derart kleingemacht wurden, ist anzunehmen, daß schon das große Bild vorhanden war und J. Zimmermann nur eine Ausbesserung vornahm. Das Bild war nach 60 Jahren schon sehr reparaturbedürftig. Denn als 1782 eine Vergrößerung der Kapelle vorgenommen wurde, die fast einem Neubau glich, machte der Schönauer Kirchenmaler Franz Joseph Beckert Entwürfe für die drei Altäre und zwei Deckengemälde und bot sich auch an, die „in der Kapelle wirklich stehende große Taffel, soviehl eine alte Mahlerey erleyden mag, zu butzen“. Er ist sich nicht klar, ob sie müßte „frisch gemahlet werden“. Wahrscheinlich führte er die Ausbesserung durch. Schon 1857 dachte man an eine neue Reparatur. Man trat mit Kunstmaler Vollmar in Säckingen in Unterhandlung, der auf dem Bilde kaum einen Quadratfuß vorfand, der nicht repariert werden müßte. Im Jahr 1898 führte Maler Beyer aus Hönuau um 80 Mark (!) die Renovierung durch, die von Kunstverständigen gelobt wurde.

Das dritte Rätsel steckt im Bilde selbst. Was will es uns berichten? Warum steht es in Schönenbuchen und nicht in der Pfarrkirche zu Schönau?

Das hintere Wiesental bildete ehemals eine natürliche Festung. Gegen die Nachbarländer, vor allem gegen den Breisgau, war es nur durch hohe Pässe mit steinig en engen Pfaden verbunden. Nach dem vorderen Tale war durch die enge Talschlucht nur ein schmaler Karrenweg gebahnt, der an vielen Stellen und Engpässen leicht gesperrt werden konnte. Solch ein Engpaß war ober- und unterhalb Schönenbuchen. Im Berain von 1536 wird die „Letze“ unterhalb der Aiternbrücke und ein „Letzegraben“ dort genannt. Auch zwischen 1690/97 war dort eine Sperrmauer quer über das ganze Tal errichtet. Auch in der Enge bei der Kapelle war wohl eine Letze. Zwischen diesen beiden Letzen konnte der schmale Reit- und Karrenweg durch spitze Wurfeiselchen namentlich für Reiter unpassierbar gemacht und zwischen den beiden Letzen feindliche Scharen überwältigt werden. An eine derartige Verteidigung der geliebten Heimat gegen eindringende Feinde erinnert uns das Schlachtenbild. Entgegen der Meinung des Abts Martin Gerbert von St. Blasien der in seiner Hist. Nigr. Silvae in den eingedrungenen Feinden Eidgenossen sieht, die im 15. Jahrhundert nur durch eine größere Geldsumme von der Brandschatzung St. Blasiens abgehalten werden konnten, sieht der Verfasser des Artikels in unserer Zeitschrift mit Recht in dem bei Schönenbuchen eingeschlossenen Feind zuchtlose Teile der französischen Hilfstruppen, die vom Franzosenkönig dem Kaiser Friedrich III. zur Verfügung gestellt wurden im Kampfe gegen die Schweizer. Diese unter Führung des Grafen Armagnac stehenden Soldaten waren nach ihrer Schlacht bei St. Jakob an der Birs bei Basel (1444), wo sie unter solch blutigen Opfern siegten, daß ihnen alle Lust verging zum Zuge gegen die Eidgenossen, in größeren und kleineren Scharen plündernd durch Elsaß, Breisgau und Schwarzwald gezogen. Das Volk aber stellt sich zur Abwehr. Ein Trupp war auch in

das hintere Wiesental eingedrungen. Die mit den 8 Einungen des Hauensteins seit 100 Jahren in einem Schutz- und Trutzbündnis stehenden Vogteien Schönau und Todtnau stellten unter Mithilfe der Hauensteiner bei Schönenbuchen dem Feind eine Falle. Die Wurfeiselchen, die den Weg für die Reiter ungangbar machten und deren Herkunft sie sich gegenseitig zuschoben, brachten die zügellosen Reiter derart in Wut, daß sie sich gegenseitig bekämpften und die Wiese wie Blut geflossen sei. Die bärtigen Talleute mit den Hauensteinern, bewaffnet mit Speißen und Schwertern, geschützt mit Harnisch, Krebs und Sturmhut, wie sie bei der Musterung vorgeschrieben waren, hatten von drei Seiten den Feind eingeschlossen, brauchten aber kaum in den Kampf weiter einzugreifen. Das Bild zeigt uns die bartlosen fremden Reiter, das bärtige Volk der heimatlichen Berge und auch Talleute, die von den Felsen die Wurfeiselchen schleudern. Solche „Schönenbuchner Isele“ wurden schon hie und da im Boden gefunden. Einst befanden sich solche auch in der Sakristei der Peterskapelle. Noch vor 60 Jahren war auf dem Kirchturm zu Schönau ein Kistchen, in welchem ein Rest dieser Verteidigungswaffen aufbewahrt wurde. Gut erkennbar ist auf dem Bilde die alte Kirche von Schönau mit ihrem Turm, der gotische Fenster und ein Satteldach hat. Als Votivtafel zu dankbarer Erinnerung an Hilfe in schwerer Kriegsnot wird unter andern Weihe- und Dankgaben auch das Bild von der „Schlacht bei Schönenbuchen“ in diese Kapelle gewidmet worden sein. Noch sind Feuerwaffen nicht in Gebrauch. Auch das weist darauf hin, daß dieses Bild nicht an den Schwedenkrieg erinnert, sondern an viel frühere Kriegszeit.

\*) Karl Friedrich Wernet in ZGO, N. F. Band 56 (1943), Seite 305 f. weist hin auf den 8000 Mann starken Haufen von Armagnaken unter dem Befehl des Herrn von Commersi „der gegen Laufenburg, Waldshut, Säckingen und über den Rhein vordrang, dort etliche Tage lagerte, viel Schaden anrichtete, die 3 Städte um eine große Brandschatzung verschonte. Danach wollten sie in den Breisgau ziehen. Die Bauern des Schwarzwaldes hatten aber das Gebirge mit Baumverhauen gesperrt und ihre Mannschaft dahinter bereitgehalten, bis der Führer von Commersi „mit dem bösen volck wieder über Rhein zu dem Delffin (Dauphin) gezoch“, nämlich nach Altkirch.“ Im Hotzenwald haben sie die in die Wälder geflüchteten Einwohner mit Hunden aufgestöbert und sie wie Wildpret gejagt. Wo sie aber keck angegriffen wurden, „so fluhent die schelck gar dick und liessent sich ir einteil nyder slahen on wer glich als ein gebunden ku.“ (Den Zurückkommenden traten 6000 Markgräfler in einer Letze bei Schwörstadt entgegen. Die Schriftleitung).

Warum spricht die Volksüberlieferung auch von den Schweden in Bezug auf Schönenbuchen? Im dreißigjährigen Krieg streifte namentlich in dessen zweiter Hälfte viel verwilderte Soldateska durch die Lande und kam auch in den Schwarzwald. Allerdings wehrte sich der Schwarzwälder. Das wald- und schluchtenreiche Gebirge gab beste Gelegenheit zur Abwehr. Mancher Schwede, mit diesem Worte meinte man zuletzt alle plündernden und mordenden Soldaten, fand ein einsam Grab in unsern Bergen, davon wußten unsere Vorfahren viel zu erzählen. Von einer solchen Horde wird erzählt, daß ihr Hauptmann, als er von Schönenbuchen aus die Kirche zu Schönau erblickte, befohlen habe: „Pfyfer pfyf us! Bioser blos us über 's Schönauer Gaisenhus"! Auch diese „Schweden“ habe durch die Wurfeiselchen der Talleute ein ähnlich Los getroffen wie die Armagnaken 200 Jahre zuvor. So war den Schönauern die „Schlachtentafel“ zu Schönenbuchen eine Erinnerung an schwere Kriegsheimsuchungen und an glückliche Rettung durch Mut und Einigkeit der Vorfahren und die Hilfe Gottes.“ Quelle: Böhler, Eduard (1954): „Zur weiteren Erklärung der Bedeutung des Bildes in der Kapelle zu Schönenbuchen“, in: Das Markgräflerland: Beiträge zu seiner Geschichte und Kultur, 16. 1954, Heft 2. 1954.

*„Auf den nahen Hügeln und Felsen hinterhalb des blutigen Kampfes werden Landleute erblickt, welche unter die Kämpfenden sogenannte spanische Reiter von Eisen werfen, wodurch der Kampf nach einer Volkssage entstanden sein soll.“* Quelle: Eduard Böhler (1960): *„Die Geschichte von Schönau im Schwarzwald“*. Rombach, Freiburg im Breisgau 1960, S. 339. Die Verwendung des Begriffs „Spanischer Reiter“ im Zusammenhang mit den Wurf-eisen bzw. Krähenfüßen ist wehrtechnisch unzutreffend. Unter „Spanischer Reiter“ versteht man eine massive Holzbarriere von bis zu 6 Metern Länge, die man speziell als Weg-, Furt-, Pass- und Lagersicherung sowie insbesondere gegen Reiterei eingesetzt hat, die das Hindernis nicht überspringen konnte.

*„Spanischer Reiter (Barriere). Ein Spanischer Reiter (auch Friesischer Reiter, franz. cheval de frise) ist eine seit dem Mittelalter unter diesem Namen bekannte aber bereits in der Urgeschichte verwendete Barriere. Ihren Namen sollen die Spanischen Reiter während der niederländischen Unabhängigkeitskriege erhalten haben. Mit ihrer Hilfe gelang es den Spaniern während ihrer Belagerung der Stadt Groningen, die zum Ent-satz herbeieilende Reiterei von ihren Stellungen fernzuhalten. In anderen Sprachen bezeichnet man sie daher als Friesenreiter (frz. Chevaux de Frise, ital. Cavallo di Fria). Moderne Spanische Reiter bestehen typischerweise aus circa 1,5 m langen, X-förmig zusammengebundenen und angespitzten Stangen, welche durch eine 5 bis 6 m lange Längsstange so verbunden werden, dass man nicht hindurchkriechen kann. Ursprünglich waren sie aus Holz und gegen Reiter gerichtet und dienten der Lagerbe-festigung. Man stellte sie her, indem man durch einen langen Baum (Leib) spitze Pfäh-le (Federn) oder auch die kurzen Spieße oder Schweinsfedern des Fußvolks einander kreuzend steckte. Der Leib wurde auf einem Wagen mitgeführt, mitunter war die ganze Vorrichtung fahrbar angelegt. Im 19. Jahrhundert wurden sie mehr aus Winkeleisen gefertigt und dienten der Sicherung von Durchgängen und Furten.“* Quelle: [https://de.wikipedia.org/wiki/Spanischer\\_Reiter\\_\(Barriere\)](https://de.wikipedia.org/wiki/Spanischer_Reiter_(Barriere))

Kurzer redaktioneller Einschub zu dem von Böhler angesprochenen Alter des Tafel-bildes: *„In der kunstgeschichtlichen Forschung: Spektakuläre Erfolge erreichte die Dendrochronologie inzwischen bei Untersuchungen zur spätmittelalterlichen Tafelma-lerie. Die Analysen der Eichentafeln, auf denen etwa Hieronymus Bosch zu malen pflegte, führten zu dem eindeutigen Ergebnis, dass eine ganze Reihe von bislang Bosch zugeschriebenen Werken aus dem Gesamtœuvre ausgeschieden werden mussten, weil die Tafeln von Bäumen stammten, die erst nach Boschs Tod gefällt wor-den waren. Bedeutsam ist die Dendrochronologie auch für die niederländische Tafel-malerei des 16. und 17. Jahrhunderts.“* Quelle: <https://de.wikipedia.org/wiki/Dendrochronologie>

Angesichts der kunsthistorischen Bedeutung des Tafelbildes von Schönenbuchen wä-re eine solche (gesponserte) Untersuchung sicherlich sinnvoll.

Eine andere Quelle von Dekan Clemens Schaubinger aus dem Jahre 1834 berichtet: *„Das 17. Jahrhundert brachte viel Unheil mit sich. Die vielen schrecklichen Kriege, die Deutsche gegen Deutsche mit Hass wegen Religionsverschiedenheit führten, die durch den französischen Hof noch angefacht wurden, um das Haus Österreich zu stür-zen, und Deutschlands Kraft zu schwächen, gaben diesem Jahrhundert das Aus-sehen. Kriege waren nicht die einzige Plage, ebenso herrschten die Pest, Hungersnöte und Teuerungen. Viele Städte lagen in Trümmern und ganze Strecken des Landes waren entvölkert.“*

*Während des 30-jährigen Krieges, im Jahre 1634, drangen Streifzüge, zusammengestellt aus dem losesten Gesindel, gelockt von Mord- und Raubbegierde, nach Süddeutschland und zerstörten einzelne Höfe und ganze Ortschaften. Schönau wurde in jenem Jahr ganz abgebrannt, nichts blieb übrig, als die steinerne Kirche. Dabei gingen alle Schriften, Pfarrbücher, Freiheitsbriefe und Rechtsdokumente in Flammen auf. Dieses Elend dauerte bis in das Jahr 1639 an. Mit diesem Jahr fangen auch die noch ältesten vorliegenden Pfarrbücher an.*

*Im Französischen Krieg wurde der obere Teil Schönaus im Jahre 1677 bis an die Kirche in Brand gesetzt. Die wütende Schar zog sich bald wieder zurück, erschien aber im folgenden Jahr abermals und verbrannte noch den übrigen unteren Teil Schönaus. Die Schwarzwälder stellten sich jedoch zur Gegenwehr und viele der Flüchtlinge wurden in den Engpässen erschlagen.*

*Eine sehr harte Zeit brachten die Jahre 1688 –1698 für Schönau, Wembach, Todtnau, Fröhnd und Wieden. Auf der Mühlmatte war ein Lager aufgeschlagen, in welchem sich das Fußvolk aufhielt. Die Reiter quartierten sich in den Bauernhöfen ein und betrogen sich auf eine, für Fremdestruppen unschickliche Weise. So sollen sie ihre Pferde in die Wohnstuben gestellt und die Einwohner in die Ställe getrieben haben. Von Todtnau durch Muggenbrunn über Wieden, Mulden bis Zell wurden auf den Höhen Verhaue gemacht, Schanzen aufgeworfen und Wachhäuser gebaut. Schönau glich mehr einer Festung, von Wembach und Schönenbuchen aus mit Schanzen und Mauern verteidigt.“ Quellen: <http://schwarzwaldfuehrer.de/wiesental/ferienorte/schoenau-geschichte.html> mit Bezug auf die "Geschichte der Pfarrei Schönau auf dem Schwarzwald" von Dekan Clemens Schaubinder (1834) & "Geschichte von Schönau", Chronik von Geistl. Rat Eduard Böhler.*

Offenbar wurde das Tafelbild nochmals bearbeitet: „In den Jahren 1956 und 1957 hat nun eine Ausmalung der formschönen Kapelle stattgefunden. Die Schlachtentafel hat neue Schönheit erhalten.“ Quelle: Eduard Böhler (1960): „Die Geschichte von Schönau im Schwarzwald“. Rombach, Freiburg im Breisgau 1960, S. 340.

### [Einzigartiger Flurname Schwedengrab.](#)

Interessant ist Seith's Hinweis auf einen mir bislang nicht bekannten Flurnamen, der – so meine Geoportal-BW-Flurnamen-Recherche – nicht mehr offiziell geführt wird. Die von mir als ansonsten ergiebige Quelle für Flurnamen sehr geschätzte DG 1:5000 vom Vermessungsamt Lörrach führt das „Schwedengrab“ leider auch nicht mehr. Wobei der Begriff selbst in Baden-Württemberg nur noch ein einziges Mal auftaucht: als Namensgeber für ein Denkmal in Mühlheim an der Donau (Landkreis Tuttlingen). Hier der dazugehörige Text:

*„Hier ruhen fern ihrer nordischen Heimat 300 schwedische Reiter. Sie blieben bei dem Überfall der Stadt Mühlheim a.D. durch die Kaiserlichen am 21. Febr. 1633. 1632, am 22. Juni kamen erstmals 1000 Schwedische Reiter hier an, worauf die ganze Einwohnerschaft entflo. Die Freiherr von Enzbergische Familie nahm die Flucht nach Rottweil. Ihre hiesigen Schlösser wurden hart bedrängt und in diesen ein Schaden von mehreren tausend Gulden angerichtet. Der alte Bürgermeister Huber wurde erstochen, der Schultheiß Henzler entrann nach Radolfzell, woselbst er im Elend umkam. Der Stadtschreiber Matthias Rack wurde mit noch drei anderen Bürgern gefangen, jedoch gegen Bezahlung von 100 Reichstalern wieder freigegeben. Am 14. September kam*

*der Schwedische Oberst Farboß mit seinen Soldaten hier an. Während der 8 Wochen seines Aufenthaltes wurden alle umliegenden Klöster, Graf- und Herrschaften von ihm unter Kontribution gesetzt, auch das Kloster Beuron, sowie die Schlösser Nellenburg und Langenstein ganz ausgeplündert. 1633, am 2. Februar, traf der schwedische Oberst Farboß zum zweitenmal mit seinem Regiment hier ein und nachdem er 8 Tage da gelegen, stieß auch der Oberst Skatander (nach Dr. Blessing „Santander - St. Andre“) mit seinem Regiment zu ihm, doch sandte letzterer später einen Oberstleutnant zwei Rittmeister und einige Schwadronen Reiter nach Nendingen in die Quartiere. Den 21. Februar überfiel der kaiserliche Oberst von Goß mit 4000 gut ausgerüsteten Reitern die Schweden in Mühlheim und richtete ein fürchterliches Blutbad unter diesen an. Alle Straßen und Gassen in Mühlheim waren mit Verwundeten und toten angefüllt, worauf 300 schwedische Leichen beim unteren Schloßgarten in ein gemeinsames Grab verscharrt wurden. Der Blutstrom floss durchs untere Tor hinaus längs der Ortsteig hinab bis zur Donau und färbte ihr rechtes Ufer rot. Die Schweden flohen nach Nendingen, wohin sie Goß verfolgte und dort noch 200 Mann nieder machte.“* Quelle:[http://www.denkmalprojekt.org/2009/MuehlheimDonauSchwedengrab\\_on.htm](http://www.denkmalprojekt.org/2009/MuehlheimDonauSchwedengrab_on.htm)

Nur noch ein einziges weiteres Schwedengrab auf deutschem Territorium konnte ich ausfindig machen – es liegt in Ostthüringen (Verwaltungsgemeinschaft Hermsdorf im Saale-Holzland-Kreis): *„Im dreißigjährigen Kriege wurde auch Hermsdorf von den Schweden heimgesucht. Es soll zwischen Hermsdorf und Rupersdorf zu bedeutenden Scharmützeln gekommen sein. Die heute mit Wald bedeckte Gegend war damals mit Feldern bebaut, und man findet gegen Rupersdorf noch Überbleibsel von Schanzen. Dort sollen sich die Kaiserlichen verschanzt haben. Von der Rupersdorfer Seite wurden sie von den Schweden überfallen und mußten weichen.*

*Ein kaiserlicher Soldat hatte sich am Hermsdorfer Friedhof hinter der Kirche versteckt, wo ihn ein Schwede entdeckte. Es kam zum Zweikampf. Beide fielen, der Kaiserliche sank auf der Stelle tot nieder, der Schwede schleppte sich noch etwa 50 Schritt abwärts, wo er dann an der Friedhofsmauer tot liegen blieb. Wo sie gefallen waren wurden die zwei auch begraben. Zwei kleine steinerne Kreuze zeigten bis 1902 die Gräber der beiden Krieger. Bei der Vergrößerung des Kirchhofes im Jahre 1902 wurden die beiden Kreuze neben dem unteren Eingangstore an der Außenseite der neuerbauten Kirchhofsmauer eingemauert.* Quelle: <http://www.hoffmann-star-gard.de/mobil/s68.htm>

Und ein letztes – europäisches – Beispiel aus Tschechien: *„Auf dem Dorniakhügel in Altendorf (Stará Ves) war noch vor einigen Jahren eine kleine Erhöhung zu sehen, welche „Schwedengrab“ genannt wurde. Darüber erzählt der Volksmund: In den letzten Jahren des Dreißigjährigen Krieges wurde ein schwedischer Offizier, der als Spion eingesetzt worden war, gefangengenommen, erschossen und auf dem Dorniakhügel begraben.“* Quelle: <http://landesecho.cz/index.php/forum/1546-die-schweden-sagen-aus-dem-kuhlaendchen>

Halten wir fest: alle drei Beispiele sind in Verbindung mit historisch belegbaren Ereignissen zu bringen. Flurnamen haben – im Gegensatz zur *oral history* – infolge ihrer schriftlichen Fixierung oft eine längere Überlieferungsdauer und bilden mehrheitlich konkrete Bezüge ab. Die Tatsache, dass in unmittelbarer Nähe zur Kapelle in Schönenbuchen sich der Flurname – zumindest bis 1953 (heute nicht mehr nachweisbar) existierte, lässt damit konkrete Beziehungen zu historischen Ereignissen knüpfen. Wo-

bei ich später noch auf die im Volksmund oft synonym angewandten Begriffe wie „Schweden“ und „Franzosen“ eingehe.

Hinzu kommen noch nachweisliche Bodenfunde von *Krähenfüßen*, von denen Seith ein Exemplar eindeutig als solchen – im Vergleich mit Funden vom Röttler Schloss – identifiziert. Flurname und Bodenfunde ergänzen sich hier.

### Schweden oder Armagnaken?

---

Schweden oder Armagnaken? Beide Kriegsparteien werden ja in den Sagen benannt. Schauen wir zunächst auf die Armagnaken und das Jahr 1444. Kamen sie von St. Jakob an der Birs, wo sie massiv von den Eidgenossen bekämpft wurden, wirklich bis ins Hintere Wiesental? Gibt es dafür Beweise? Eberlin schreibt in seiner Schopfheimer Chronik: *„So kamen nach der Schlacht von St. Jakob (1444) eine ganze Bande marodierender französischer Armignaten (entlassene Landsknechte), Schinder im Volksmund genannt, das Rheinthal herauf und versuchten über den Dinkelberg ins Wiesenthal einzubrechen. 600 Mann in Eile aus der Herrschaft Röteln zusammengebracht, zwangen sie jedoch zum schleunigen Rückzug.“* Quelle: Eberlin, August (1878): *„Geschichte der Stadt Schopfheim und ihrer Umgebung im Zusammenhang mit der Zeitgeschichte“*. Reprint. Verlag Georg Uehlin.

Auf der Infotafel in der Kapelle ist vermerkt: *„Der gelehrte Abt Gerbert von St. Blasien erwähnt in seiner 3-bändigen „Geschichte des Schwarzwaldes“ auch diese Schlacht von Schönenbuchen und die alte Schlachttafel. Er glaubt aber, dass das geschlagenen Kriegsvolk nicht zu den Armagnaken gehört habe, sondern eine Schar Schweizer gewesen sei.“*

Abt Gerbert spielte wohl auf einen Vorfall im Jahre 1446 an: *„1446 machten auf Osterdienstag 600 Basler einen Streifzug durch das Wiesental bis nach dem österreichischen Grenzort Zell und führten 30 Gefangene, darunter den Vogt Schühlen von Zell und 600 Stück Vieh aus der dortigen Gegend fort.“* Quelle: Eberlin, August (1878): *„Geschichte der Stadt Schopfheim und ihrer Umgebung im Zusammenhang mit der Zeitgeschichte“*. Reprint. Verlag Georg Uehlin.

Dazu ist auch in der *„Kriegsgeschichte der Schweizer seit der Gründung des Schweizerbundes bis zum ewigen Frieden mit Frankreich, aus den zuverlässigsten Quellen bearbeitet“*, J. M. Rudolf, Major, Baden, aus dem Jahre 1847 zu lesen: *„1446, 18. März: Die Basler mit 300 Mann versuchen Pffeffingen wieder einzunehmen, was aber trotz aller Anstrengung nicht gelang. Dafür rächen sie sich durch starke Streifzüge auf dem Schwarzwald, in dem Altkircher Amt und Breisgau.“*

St. Blasien war jahrhundertlang geistiges und kulturelles Zentrum – mit konkretem regionalen und überregionalem Wissen ausgestattet und mit Zugang zu allen weltlichen und geistlichen Quellen. Gleichzeitig hatte es mittelbaren Zugriff auf die paramilitärische Bauern- oder Landmiliz, den *Hauensteiner Landfahnen*. (*„Paramilitär oder auch Miliz, bezeichnet verschiedenartige, teils selbstständig agierende und mit militärischen Gewaltmitteln ausgestattete Gruppen oder Einheiten, die aber zumeist aber nicht in die Organisation des eigentlichen Militärs eingebunden sind“*). Quelle: <https://de.wikipedia.org/wiki/Paramilit%C3%A4r>

Zur militärischen Struktur der *Hauensteiner Landmiliz*: „Der wichtigste Beitrag der ansonsten eher wirtschaftsschwachen Grafschaft Hauenstein mit den angeschlossenen Vogteien, den Waldstädten und dem Zwing und Bann des Klosters St. Blasien für die Landeshoheit war die Landt Miliz, der sogenannte Hauensteiner Landfahnen. Der Landfahnen bestand aus dafür ausgewählten bzw. abgestellten Männern und wurde bei Bedarf zur Verteidigung oder für Kampfeinsätze in den Kriegen der Habsburger außerhalb des Südschwarzwaldes einberufen. Im Einungsvertrag mit den Vogteien von 1433 wird das Verhältnis der Aufteilung des zu stellenden Miliz-Kontingentes wie folgt festgelegt: ... sollent die uff dem walde haben drey teil vndt die von Tottnow und Schönöw den vierden teil... Zur Zeit der Verpfändung an Burgund (1471) wird die Stärke der Miliz mit 600 Mann angegeben. Zu dieser Zeit gehören dem Landfahnen auch Männer aus der vogteye Berow (Vogtei Berau) an. Im kurz darauf (1471) geführten Krieg gegen den Pfandherren Burgund wird die Stärke des Landfahnen mit 1000 Mann angegeben. Als regulären Hauptmann der Miliz auf dem Schwarzwald im Ernstfall wird gegen Ende des 15. Jahrhunderts der Waldvogt benannt. 1528 wurde statt des Waldvogts ein Hauptmann für den Landfahnen durch die vorderösterreichische Regierung ernannt. Während des Spanischen Erbfolgekriegs war der Luttinger Pfarrer Johann Caspar Albrecht Kommandant des Landfahnen. Während dieser Zeit (1703) wird eine Stärke des Landfahnen von 906 Mann genannt.“ Quelle: [https://de.wikipedia.org/wiki/Grafschaft\\_Hauenstein](https://de.wikipedia.org/wiki/Grafschaft_Hauenstein)

Böhler stellt einen sehr konkreten Bezug zum *Hauensteiner Landfahnen* her und erkennt in den „bärtigen Talleuten“ auch die „Hauensteiner, bewaffnet mit Spießen und Schwertern, geschützt mit Harnisch, Krebs und Sturmhut.“ Auf der Wikipedia-Seite – wie bei anderen Quellen auch – findet sich jedoch nur der Hinweis „1444 vagabundierende Haufen der Armagnaken treiben im Südschwarzwald und am Hochrhein ihr Unwesen. Bei Schönau im Wiesental wird eine Gruppe Armagnacen von Bauern erschlagen“. Quelle: [https://de.wikipedia.org/wiki/Grafschaft\\_Hauenstein](https://de.wikipedia.org/wiki/Grafschaft_Hauenstein)

Wenn es sich um ein solch wichtiges Ereignis für die ganze Region und damit natürlich auch für St. Blasien und darüber hinaus handelte, warum findet es keinen schriftlichen Niederschlag – weder in St. Blasien, noch in anderen Quellen der Grafschaft Hauenstein?

Blicken wir auch noch auf *Caspar Molitoris* (\* 1. Februar 1504 in Schönau im Schwarzwald; † 15. Mai 1571 in St. Blasien). Er war ein Benediktiner, Propst, Abt von St. Blasien und Historiker. Hätte 1444 – also rückblickend in einem Zeitfenster, das durch die *oral history* verlässlich abgedeckt werden kann – in Schönenbuchen die Schlacht tatsächlich stattgefunden, wäre dies doch sicherlich von seiner Seite aus – auch als gebürtiger Schönauer – schriftlich niedergelegt bzw. kommentiert worden. Wobei *Petrus II. Bösch*, gebürtig aus Todtnau, ebenfalls als Abt von St. Blasien (1460–1461) zeitlich noch näher an dem fraglichen Ereignis seiner unmittelbaren Heimatregion war.

Auch Böhler unterstreicht die für die Geschichtsschreibung so wichtige Rolle des Klerus: „Diese fleißigen, für die Geschichte stets begeisterten Mönche... Die Reihe dieser für die Ortsgeschichte verdienten Männer beginnt mit dem tüchtigen Abt Caspar I. (Müller) (1541-1571), einem gebürtigen Schönauer, wird fortgesetzt durch Pater Geben, der 1671 seine Studien über Schönau niederschrieb und Pater Reginbert Klump, der von 1716 an Administrator in Schönau war und Pater Joh. Evangelist Stocker, der

*als Archivar des Klosters und als Administrator 1732 zu Schönau sein Kopialbuch zusammenstellte.*“ Quelle: Eduard Böhler (1960): „Die Geschichte von Schönau im Schwarzwald“. Rombach, Freiburg im Breisgau 1960, Vorwort. Geistliche in Schönau

1639 war „*Pater Augustinus Heim Pfarrer in Schönau und hat das Vorwort zum ersten Kirchenbuch geschrieben. Auch er war geschichtskundig und warmer Freund Schönenbuchens.*“ Pater Reginbertus Klumpp war 1726 als Erforscher der Quellen der Geschichte Schönaus tätig. „*Pater Johannes Evangelist Stocker (1732) war zuerst Archivar in St. Blasien und guter Kenner der Geschichte von Schönau und des Klosters. Er schrieb ein Quellenwerk der Geschichte von Schönau.*“ 1758 war Pater Benedictus Meichelbeck Hofkaplan des Abtes, darauf zwei Jahre in Schönau, dann Bibliothekar in St. Blasien. Quelle: Eduard Böhler (1960): „Die Geschichte von Schönau im Schwarzwald“. Rombach, Freiburg im Breisgau 1960, Vorwort. Geistliche in Schönau, S. 345 ff.

Angesichts der illustren Reihe von St. Blasianischen Pfarrer in Schönau – allesamt, wie Böhler schreibt, „*geschichtskundig*“ wie auch Abt Gerbert, fällt es schwer, die tatsächliche Anwesenheit von Armagnaken und die „*Schacht von Schönenbuchen*“ als historisch verbürgtes Ereignis zu werten. Denn bis heute ist kein einziger Hinweis in St. Blasien gefunden oder bekannt geworden. Selbst wenn man möglichen Urkunden- und Quellenverlust durch Kriegsereignisse oder Brandschatzungen in Betracht ziehen muss: es haben immer zeitnah Geistliche in St. Blasien wie auch vor Ort in Schönau gelebt und gearbeitet, die ein solches Ereignis – und sei es auf der Basis der oral history – auch nachträglich aufs Pergament gebracht hätten. So lässt der klare Hinweis (siehe unten) von Fürstabt Gerbert in Richtung *Basler Raubzüge* den Schluss zu, dass er bezüglich des Armagnaken-Überfalls offensichtlich begründete Zweifel hegte – zumal er ja selbst ein eifriger Forschungsreisender war und nicht nur den Schwarzwald gut kannte. Entsprechend seiner Einschätzung – er hatte Zugang zu allen dafür notwendigen Informationen – muss er erkannt haben, dass der Angriff nicht 1444 standfand und auch die Angreifer keine Armagnaken waren. Er lenkte daher das Augenmerk auf mögliche „*Schweizer*“ Invasoren.

„*Einige machten auch – wohl eher aus dem Heere der Schweizer als, was allgemein angenommen wird, aus dem des Dauphins – einen Einfall in das Tal von Schönau in Richtung des Klosters St. Blasien, doch wurden sie durch das beherzte Handeln der Bauern zurückgeschlagen. Als Erinnerung daran wurde das Bild gemalt, das in der Kapelle St. Peter bei Schönau aufgehängt, bis zum heutigen Tag aufbewahrt wird. Es werden die Geschosse gezeigt, die damals verwendet wurden, aus Eisen zu vier Spitzen gegossen, von denen ein sich immer nach oben richtet, wie immer man sie schleudert.*“ Quelle: Martin Gerbert & Adalbert Weg (1996): „Geschichte des Schwarzwaldes. Siedlungsgebiet des Ordens des heiligen Benedikts. Vom 13. Jahrhundert bis zur Gegenwart. Band II. Fortsetzung und Schluss. Zehntes Buch. Der Schwarzwald im 15. Jahrhundert nach Christus im 10. des Ordens des heiligen Benedikts. X. Die aufgrund der Schweizer Kriege verworrenen Verhältnisse des Schwarzwaldes“. Original Seiten 211-213, Register Schönenbuchen S. 213 und in der Übersetzung Seite 324. ISBN 3-7936-0750-2

Nur eine kurze korrigierende Anmerkung zu seinem Hinweis auf den Einsatz von *Krähenfüßen*: sie sind keine „*Geschosse*“ wie die Bolzen einer Armbrust oder die Kugeln einer Musquete oder der Pfeil eines Langbogens – und sie sind auch nicht gegossen, sondern geschmiedet.

Ich sehe in der Formulierung von Gerbert „*wohl eher aus dem Heere der Schweizer als, was allgemein angenommen wird, aus dem des Dauphins*“ eine – vor allem auch

im Gesamtkontext seiner Ausführungen über die Schweizer Kriege – klare Zuweisung und eine ebenso klare Absage an die allgemeine Annahme, dass es sich um Armagnaken gehandelt habe.

Damit umging er aber auch geschickt die ansonsten notwendige Klärung, dass die auf dem in der Kapelle aufgehängten Bild dargestellte Geschichte so nicht stimmte, also nicht der Wahrheit entsprach. Geistlich wie weltlich ein Unding! Damit hätte er den Ruf des Wallfahrtsortes, der katholischen Kirche, des Klosters St. Blasien und damit auch dem Mythos Schönenbuchen, der sich in allerersten Linie auf dem Überfall der Armagnaken über Jahrzehnte, nein, Jahrhunderte aufbaute, nicht nur geschadet (und damit natürlich auch sich selbst). Sondern der Mythos und alles, was sich zwischenzeitlich daran und daraus weiterentwickelte, wäre zerstört worden – und hätte wohl auch eine schwere Glaubens- und Sinnkrise bei den Gläubigen ausgelöst.

Eine weitere Quelle aus dem Jahre 1868 bietet – sehr konkret – neben den Armagnaken eine weitere Alternative an: *„Es folgt mit dem Friedhof von Schöнау der Wallfahrtsort Schöнау (1/2 St.); in der Kapelle des Friedhofs ein Fels, auf welchem der Sage den Apostel Petrus (!) knien lässt. Ein rohes Schlachtengemälde soll den Kampf der Thalbewohner mit den Armagnaken, nach anderen einen Sieg Johann von Werth´s über die Schweden vorstellen.“* Quelle: Anonymus, *„Der Schwarzwald – der Odenwald, der Bodensee, und die Rheinebene“*, Handbuch für Reisende, 1868, Frankfurt, S. 267:

Auch eine andere Quelle weist auf Werth hin: *„Im Jahre 1636 liegt viel Kriegsvolk in der Nachbarschaft. Die Kaiserlichen befestigten Klein-Hünigen. Viele Schanzer wurden aus der Bevölkerung dorthin beordert. Der kaiserlichen Reiterführer Johann von Werth soll zur Vertreibung der Schweden auch durch das Schöнауer Tal gekommen sein und den Feind in der Enge von Schöнау mit Hilfe der Talleute überfallen und geschlagen haben. Darauf mag die beim Volke umgehende andere Fassung der „Schönaubuchener Schlacht“ zurückgehen: Ein Trupp schwedischer Reiter habe beim Anblick der Pfarrkirche von Schöнау über das Gotteshaus gespottet. Ihr Anführer habe kommandiert: „Bloser blos us, Pfifer pfif us, übers Schöнауer Gotteshus!“* (Vergl. Kolb, Lexikon von dem Großherzogtum Baden, Karlsruhe, 1813. Zu: Schönaubuchen). *Die Niederlage der spottenden Schweden galt als Gottesstrafe beim Volke.“* Quelle: Eduard Böhrer (1960): *„Die Geschichte von Schöнау im Schwarzwald“*. Rombach, Freiburg im Breisgau 1960, S. 250.

Wer war *Johann von Werth* – hier eine kurze Vorstellung: *„Johann von Werth, Burggraf von Odenkirchen, Johann (Reichs)freiherr von Werth (\* 1591 in Büttgen; † 12. September 1652 auf Schloss Benatek) war einer der bekanntesten deutschen Reitergeneräle im Dreißigjährigen Krieg. Am 3. März 1638 wurde Johann von Werth unter Herzog Bernhard durch den General Georg Christoph von Taupadel in der Schlacht bei Rheinfeldern bei Nollingen gefangen genommen... Am 24. März 1642 wurde er gegen den schwedischen General Gustaf Graf Horn ausgetauscht. Nach seiner Rückkehr aus der Gefangenschaft wurde Johann von Werth stürmisch in Köln, Augsburg und München empfangen... Der Kölner Kurfürst Erzbischof Ferdinand von Bayern nahm ihn in seine Dienste und machte ihn im August 1642 zum Generalleutnant seiner Kavallerie bei Zons. Bis zum Herbst des gleichen Jahres hatte Johann von Werth Bedburg, Grevenbroich, Hülchrath, Liedberg, Mönchengladbach, Neersen und schließlich am 24. Oktober 1642 Düren erobert. Die Reste der gegnerischen Truppen retteten sich bei Wesel über den Rhein... Während der Schlacht bei Tuttlingen am 24. November 1643 gelang ihm fast die Gefangennahme des ganzen französisch-*

*weimarischen Heeres. Im selben Jahr wurde er Burggraf von Odenkirchen. Am 31. März 1644 wurde Johann von Werth nach der Einnahme von Göppingen zum General befördert. Im Mai desselben Jahres erstach er nach einem Trinkgelage in Köln den Grafen von Merode, der ihn herausgefordert hatte.*

*Am 27. Juli 1644 befreite er zusammen mit Franz von Mercy Freiburg im Breisgau von der schwedischen Besatzung und schlug anschließend am 3. und 5. August die Schlacht bei Freiburg im Breisgau gegen die Franzosen unter Herzog Enghien (der spätere Ludwig II. von Bourbon, Prinz von Condé) und Marschall Turenne. Am 6. März 1645 nahm er an der gegen die Schweden verlorenen Schlacht bei Jankau teil. Zusammen mit Mercy siegte er am 5. Mai in der Schlacht bei Mergentheim. Nachdem sein Dienstherr, der bayrische Kurfürst Maximilian I. am 14. März 1647 den Ulmer Waffenstillstand zwischen Frankreich, Schweden und Bayern ohne Absprache mit dem Kaiser geschlossen hatte, wechselte Johann von Werth mit Teilen seiner Truppen in den Dienst des Kaisers. Im Auftrag des Kaisers führte er als General der Kavallerie noch einen Feldzug gegen die Schweden, besiegte am 6. Oktober 1648 in der Schlacht bei Dachau den schwedischen General Wrangel und erzwang den Rückzug der Schweden u. Franzosen.“ Quelle: [https://de.wikipedia.org/wiki/Johann\\_von\\_Werth](https://de.wikipedia.org/wiki/Johann_von_Werth).*

Johann von Werth hielt sich also zwischen 1638 und 1644 nachweislich in unserer Region auf.

#### [St. Blasien und der Hotzenwald 1632 – 1634.](#)

---

*Was geschah zeitgleich auf dem benachbarten Hotzenwald – über St. Blasien und den Hauensteiner Landfahnen eng mit Schönau und Todtnau verbunden: „1632 kam erstmals schwedische Reiterei auf den Hotzenwald. 1633 besetzten schwedische Truppen die Waldstädte. 1500 Reiter und 300 Mann Fußvolk quartieren sich 2 Monate lang in Säckingen ein und plünderten die Stadt restlos aus. Am 17. Juni 1633 nahmen die Schweden Waldshut ein, wobei sie die Bewohner wie Vieh zusammengetrieben und 152 Waldshuter getötet haben. Im Herbst 1633 kamen die Kaiserlichen mit 30 000 Mann und 40 Geschützen an den Hochrhein und besetzten Waldshut. Sie kamen auch aus der Markgrafschaft wieder an den Hochrhein und besetzten die anderen Waldstädte. Das kaiserlich-spanische Heer raubte und mordete aber ebenso wie die schwedische Soldateska. Am 16. Okt. 1633 war auch die Festung Rheinfelden wieder in der Hand der Kaiserlichen. Durch den Kriegsverlauf wurde allein Waldshut innerhalb des Jahres 1633 je dreimal von schwedischen und kaiserlichen Truppen besetzt. Jedesmal hatte die Landschaft die einquartierten Soldaten zu versorgen und außer für Quartier und Proviant auch für deren Sold aufzukommen. 1634 konnten die Schweden ungehindert jetzt Waldshut, Laufenburg und Säckingen besetzen. Am 11. April 1634 erstürmten schwedische Truppen die österreichische Stadt Freiburg. Der Südschwarzwald stand nun wieder den Schweden für ihre Beutezüge offen. Kaiserliche Truppen bewachten noch St. Blasien. Dort wurden sie am 23. Juni 1634 von den Schweden überfallen.*

*Die Schweden steckten mehrere Meierhöfe des Klosters in Brand und trieben alles Vieh weg, das sie finden konnten, besonders das Bernauer Tal erlitt großen Schaden. Eine für den Kriegsverlauf wichtige militärische Entscheidung fiel 1634 bei Rheinfelden. Die österreichische Festung am Hochrhein mußte sich am 19. August 1634 nach einer 25 Wochen dauernden Einschließung ergeben. Während der Belagerung*

*unternahmen die Schweden Raubzüge in den Hotzenwald und überfielen Dörfer und Höfe.*

*Nach ihrer Niederlage in der Schlacht von Nördlingen am 6. Sept. 1634 mußten die schwedischen Truppen den Hotzenwald aufgeben. Vor ihrem Abzug plünderten sie die Orte am Hochrhein aus und zerstörten alles, was den nachrückenden Kaiserlichen militärisch hätte von Wert sein können. Auf dem Wald begann 1633 ein Kleinkrieg des Landfahrens gegen Beutemacher und Marodeure. Die Bauern vertrieben im April 1634 mit Verlusten einen Trupp von schwedischen Plünderern. Nach den Schweden und Kroaten wütete die Pest, die bereits 1633 unter der ausgehungerten Bevölkerung große Opfer gefordert hatte.“* Quelle: Der Hotzenwald im Dreißigjährigen Krieg, www.alemannen.hof.com › 2018/07 › Engel-Zittig-2018.

*„Die schwedische Niederlage bei Nördlingen 1634 (26. August/ 5. September) hatte Auswirkungen, die weit über die Auswirkungen vorangegangener Schlachten des Krieges hinausgingen. Als unmittelbare Folge der Niederlage kamen die drei Reichskreise Schwäbischer Kreis, Fränkischer Kreis, und Bayerischer Reichskreis sowie große Teile des Österreichischen Reichskreises und außerdem mehr als 40 Reichsstädte und fünf Festungen durch nachfolgende Eroberungen oder Kapitulationen wieder unter kaiserlich-bayerische Kontrolle.“* Quelle: [https://de.wikipedia.org/wiki/Schlacht\\_bei\\_N%C3%B6rdlingen](https://de.wikipedia.org/wiki/Schlacht_bei_N%C3%B6rdlingen)

*„Im September 1635 trat schließlich Frankreich aktiv an der Seite der durch die Niederlage stark geschwächten Schweden in den Krieg ein. Mit dem Schwedisch-Französischen Krieg begann das blutigste Kapitel des Dreißigjährigen Krieges.“* Quelle: [https://de.wikipedia.org/wiki/Schlacht\\_bei\\_N%C3%B6rdlingen](https://de.wikipedia.org/wiki/Schlacht_bei_N%C3%B6rdlingen)

Im Jahre 1639: *„Im Zusammenspiel von Frankreich und Schweden wurden auf dem Kriegsschauplatz des Heiligen Römischen Reiches Operationsabgrenzungen vorgenommen. Frankreich übernahm die von Schweden aufgegebenen Operationszone Süddeutschland. Dazu gehörte auch die Übernahme von befestigten Orten und Schanzen am Oberrhein von den Schweden. Die Schweden zogen sich vollständig nach Norddeutschland an die Küste der Ostsee, nach Mecklenburg und ins Elbegebiet zurück.“* Quelle: [https://de.wikipedia.org/wiki/Drei%C3%9Figj%C3%A4hriger\\_Krieg-Swedisch-Franz%C3%B6sischer\\_Krieg\\_\(1635-1648\)](https://de.wikipedia.org/wiki/Drei%C3%9Figj%C3%A4hriger_Krieg-Swedisch-Franz%C3%B6sischer_Krieg_(1635-1648)).

Hinweis: Das Jahr 1635 markiert die nun beginnende enge Kooperation zwischen Frankreich und Schweden. *„Nachdem sich Bernhard von Weimar Ende September 1635 in der Schlacht von Wallerfangen nur mühsam gegen das über den Rhein vorgerückte feindliche kaiserliche Heer unter Matthias Gallas halten können und bis über nach Metz in Frankreich zurückgedrängt worden war, sah er sich veranlasst, eine nähere Verbindung mit Frankreich einzugehen, dessen Kardinal Richelieu sein Heer (die Weimaraner) bereits finanziell unterstützt hatte. Nach den erfolgreichen Schlachten bei Rheinfelden, der Eroberung von Freiburg und Breisach (1638) starb Bernhard während der Vorbereitungen für einen neuen Feldzug gegen die Kaiserlichen am 18. Juli 1639 in Neuenburg am Rhein. Frankreich, Österreich und Schweden versuchten sich des eroberten Terrains zu bemächtigen. Österreichs Angebote wurden von den Söldnern des Weimaraner Heeres mit Widerwillen zurückgewiesen. Der Weimaraner Kommandant von Breisach, Johann Ludwig von Erlach, überließ Bernhards Eroberungen und die Weimaraner Söldner Frankreich gegen die Bewilligung eines Jahrgeldes und des französischen Bürgerrechts. Bernhards Regimenter gingen aber später größtenteils zu den Schweden über und nahmen an den letzten Entscheidungen*

*des Dreißigjährigen Krieges teil. Bernhards Leichnam, der vorläufig in Breisach beigesetzt worden war, wurde am 15. September 1655 nach Weimar gebracht.*“ Quelle: <https://de.wikipedia.org/wiki/BernhardvonSachsen-Weimar>

Mit seinem Tod übernimmt nun Frankreich endgültig die Positionen der Schweden und sichern so ihre Interesse vor allem im süddeutschen Raum.

### Standortbeschreibung der Kapelle.

---

Der Standort der heutigen Kapelle ist also mit hoher Wahrscheinlichkeit genau der Punkt, an dem die Bauern ihre Verteidigungsstellung an einer natürlichen „Letze“ einrichteten. Denn hier führen felsige Abhänge direkt an die Wiese und verengen das Tal von beiden Seiten auf eine strategisch optimale Weise:

Der heranrückende Feind wurde an dieser Stelle gezwungen, seine Marsch- oder Angriffsformation völlig aufzulösen und konnte so eingeschlossen und angegriffen werden. Dabei standen die Bauern auf den seitlichen Felsflanken über den Reitern und konnten von oben herab aus ihrer schützenden Deckung heraus die „Krähenfüße“ zwischen die Pferde werfen.

Der heute korrigierte Flussverlauf der Wiese täuscht über die damals mäandrierenden Wasserläufe hinweg, welche das Tal für den Personen- und Transportverkehr nur über die schmalen Hochgestade-Pfade begehbar machte. Natürlich anstehende Gesteinsrippen liessen kein Ausweichen an den Flanken zu. Auffallend die von den alten Flussmäandern wie auch vom neuzeitlich korrigierten Flussverlauf geschaffenen Terrassenflächen.

Die Luftbilddauswertung zeigt einen schanzenartiger Korpus sowie ein deutlich anthropogen überformtes Hochgestade der Wiese, das sich auffallend weit in das Gelände schiebt und den hier bereits von Natur aus bestehenden schmalen Durchgang auf rund 30 Meter Breite verengt.

Dieser wird im Osten und Westen durch mehrere Felsrippen scharf abgegrenzt, die unmittelbar bis in die Talauie hineinreichen. Ein perfekter Standort, um den Feind zu erwarten und direkt vor und am *„verletzten“* Engpass zu stellen und von den höher gelegenen Geländepunkten – ohne eigene Verluste – vernichtend zu schlagen.

Auffällig auch, dass sich die terrassierte Oberfläche mit einer deutlich abweichenden Vegetationsstruktur noch weiter gegen den Hang hin fortsetzt – also ursprünglich in den talseitigen Hangbereich hineinlief – eine ideal geschützte Angriffs- und Rückzugsmöglichkeit für die Verteidiger. Die aktuellen Luftaufnahmen bestätigen auch die auf Gemälde dokumentierte Gelände-Position der Schwarzwälder Bauern, die von den Anhöhen *„Krähenfüße“* auf die berittenen Angreifer werfen – und damit unter Reiter und Pferden eine Panik auslösen.

Dem ursprünglichen Künstler des Tafelbildes ist es – im Gegensatz zu seiner eher fantasievollen Gestaltung der verschiedenen Personengruppen – sehr gut gelungen, das Landschaftsbild einschließlich der dahinfließenden Feldbergwiese so gut wiederzugeben, dass es für den Besucher – auch heute noch – mit einem hohen Wiedererkennungswert verbunden ist.

Zur Kapelle selbst und dem Tafelbild: „1304 arbor dicta dui Schoenbuoch, 1374 ob der Schoenenbuochen. Marienkapelle als Wallfahrtskapelle, Neubau 1699 der Gottesmutter und den Heiligen Blasius, Petrus und Paulus geweiht. Schon hier befand sich in der Kapelle das großflächige »Schlachtenbild« mit der Darstellung der blutigen Abwehr des angeblichen Einfalls der »armen Gecken« (Armagnaken) 1444 ins obere Tal durch die Bauern von Schönenbuchen. Die jetzige Kapelle ist 1780/81 gebaut, 1956/57 restauriert.“

Quelle: [https://www.leo-bw.de/web/guest/detail-gis/-/Detail/details/ORT/labw\\_ortlexikon/14988/Sch%C3%B6nenbuchen+-+Wohnplatz](https://www.leo-bw.de/web/guest/detail-gis/-/Detail/details/ORT/labw_ortlexikon/14988/Sch%C3%B6nenbuchen+-+Wohnplatz)

„Im Jahre 1659 benedizierte der Abt Franz von Sankt Blasien ein Glöcklein für diese Kapelle und im Jahre 1699 weiht der Bischof Konrad Ferdinand von Konstanz die Kirche nebst dem Altare zu Ehren Mariens, der hl. Petrus und Paulus und des heiligen Blasius ein und bestimmte den Sonntag nach dem Feste des heiligen Johannes des Täufers zum Jahrestag oder Kirchweihfest. Diese Kapelle war klein und unansehnlich, die Straße lief unterhalb derselben vorbei... Trübe Erinnerungen aus der Zeit der sogenannten Aufklärung knüpfen sich an die Schönenbuchener Kapelle. Freiherr von Wessenberg, der Verweser der Konstanzer Diözese, suchte z. B. die Wallfahrten ganz zu unterdrücken, nachdem die österreichische Regierung sie schon schrittweise untersagt hatte. Er verbot durch Verordnung vom 4. März 1800 an den Wallfahrtsorten alle auf die Wallfahrt bezüglichen Feierlichkeiten künftig wegzulassen. Ende der 40er Jahre erinnerten sich daher viele noch mit Unwissen, wie in der Zeit der Aufklärung am Feste Peter und Paul eine bewaffnete Macht vor die Kapelle gestellt wurde, um den Festgottesdienst zu verhindern“. Quelle: Kirchenkalender für die Pfarrgemeinde Schönau, 2. Jahrgang, 1928, Wiesentäler Vereinsdruckerei, Zell i. W., S. 26 ff.

Auch Seith weist in seinem Artikel noch daraufhin, dass die ursprüngliche Kapelle auf der anderen (westlichen) Straßenseite stand. Quelle: Seith, Karl (1953): „Die Frühjahrsversammlung in Schönau am 26. April 1953“, in: Das Markgräflerland: Beiträge zu seiner Geschichte und Kultur 15. 1953, Heft 2.1953, Seite 84.

Da Böhler in seinem Beitrag doch sehr grundsätzliche Fragen anspricht, zitiere ich hier nochmals eine größere Textpassage: „Die Inschrift zu Füßen des Bildes gibt als Entstehungsjahr des Gemäldes das Jahr 1771 an unter Vogt Adam Schäuble (Schaible) und den beiden Kirchenpflegern Melcher Butz von Schönau und Bläsi Bläsi (Biese Biese) von Präg (Breg). Das kann nicht stimmen. Denn 1771 war Talvogt Georg Fridolin Schlageten Die beiden genannten Kirchenpfleger waren damals schon tot. Adam Schäuble waltete als Vogt wiederholt zu Anfang des 18. Jahrhundert, auch im Jahre 1727, als Melcher Butz aus dem angesehenen Geschlechte Butz und Bläsi Bläsi vom Rat mit der Verwaltung und Verrechnung des Kirchenvermögens als Kirchenpfleger betraut waren. Wahrscheinlich bei der Renovierung des Bildes wurde die unleserlich gewordene Zahl falsch entziffert und in 1771 verändert. Vorliegende frühere Notizen nennen 1727 als Fertigungsjahr des Bildes. Das zweite Rätsel, das auch der Verfasser der Abhandlung in unserer Zeitschrift zu lösen sucht, findet sich in der Bemerkung der Inschrift des Bildes, daß diese Tafel „wider auff ein neuwes gemahlet worden“ sei von dem Maler Joseph Zimmermann von St. Trudpert. Hat Zimmermann diese Tafel nur restauriert oder hat er sie neu gefertigt und vielleicht nach einem schon vorhandenen wohl kleineren Gemälde? Gern möchte man die letztere Deutung annehmen. Die St. Peterskapelle ist alt. Schon im Berain von 1488 werden Besitzungen derselben aufgeführt. Im dreißigjährigen Krieg hat sie notgelitten. Denn 1655, also kurz nach Kriegsende, beklagt der Pfarrer den baulichen Zustand der vielbesuchten Wallfahrtskapelle

mit den zahlreichen dort niedergelegten Votivgeschenken für außerordentliche Gebetsanhörungen.

Doch schon 1659 konnte eine neue Glocke geweiht werden, dann wurde trotz der Franzosenkriege die Kapelle neu gebaut, ein Hochaltar errichtet und Kapelle und Altar 1699 vom Weihbischof von Konstanz geweiht. Auf der Straßenseite hat das Langhaus nur kleine Oberlichter, damit Platz gegeben ist für das 10 Meter lange Bild des Langhauses. Wenn schon beim Neubau die Fenster derart kleingemacht wurden, ist anzunehmen, daß schon das große Bild vorhanden war und J. Zimmermann nur eine Ausbesserung vornahm.

Das Bild war nach 60 Jahren schon sehr reparaturbedürftig. Denn als 1782 eine Vergrößerung der Kapelle vorgenommen wurde, die fast einem Neubau glich, machte der Schönauer Kirchenmaler Franz Joseph Beckert Entwürfe für die drei Altäre und zwei Deckengemälde und bot sich auch an, die „in der Kapelle wirklich stehende große Taffel, soviel eine alte Mahlerey erleyden mag, zu butzen“. Er ist sich nicht klar, ob sie müßte „frisch gemahlet werden“. Wahrscheinlich führte er die Ausbesserung durch. Schon 1857 dachte man an eine neue Reparatur. Man trat mit Kunstmaler Vollmar in Säckingen in Unterhandlung, der auf dem Bilde kaum einen Quadratfuß vorfand, der nicht repariert werden müßte. Im Jahr 1898 führte Maler Beyer aus Hönnau um 80 Mark (!) die Renovierung durch, die von Kunstverständigen gelobt wurde.“ Quelle: Böhler, Eduard (1954): „Zur weiteren Erklärung der Bedeutung des Bildes in der Kapelle zu Schönenbuchen“, in: Das Markgräflerland: Beiträge zu seiner Geschichte und Kultur, 16. 1954, Heft 2. 1954.

Wurde der Standort der Kapelle vor deren Bau möglicherweise schon anderweitig benutzt? War es ursprünglich ein heidnisches Heiligtum? „... durchaus denkbar aber ist, dass sich an der Stelle ein Heiligtum aus vorchristlicher Zeit befand. In einer byzantinischen Quelle ist erwähnt, dass die Alamannen hohe Bäume, Felsklüfte und Wasserläufe verehrten. Weiter ist es nicht ungewöhnlich, dass christliche Prediger in der Missionierung „heidnische“ Heiligtümer christlich umwidmeten und zu christlichen Verehrungsorten machten. Wenn Schönenbuchen in der Bevölkerung einen so hohen Stellenwert hatte, dass Missionare diese ‚Umwidmung‘ für sinnvoll hielten, dann muss es ein besonderer Ort gewesen sein“, schloss Klaus Schubring. Dann sei auch wahrscheinlich, dass schon zu vorchristlicher Zeit um dieses Heiligtum herum, eine kleine Siedlung bestand, von der das Heiligtum betreut und gepflegt wurde.“

Quelle: <https://www.verlagshaus-jaumann.de/inhalt.schoenau-besiedlung-schon-im-8-jahrhundert.63bca6d6-6b9f-492e-8b2a-863d85fa6734.html>

„Man könnte bei dem Gottesboten an einen missionierenden Mönch aus dem Kloster St. Trudpert denken, wo eine St. Peterskirche stand. Vielleicht richtete er hier anstelle einer heidnischen Kultstätte ein erstes christliches Heiligtum im Wiesental, noch ehe das Kloster St. Blasien tätig wurde.“ Quelle: Schneider, Ernst (1957): „Über die Aufhebung der im Wiesenkreis befindlichen sog. Nebenkirchen und Kapellen während der Aufklärung“, in: Das Markgräflerland: Beiträge zu seiner Geschichte und Kultur, 19. 1957, Heft 1. 1957, Seite 312.

„An diesem Ort geschahen oft und häufig Wunder. Die daselbst von den geheilten Kranken aufgestellten äußeren Zeichen beweisen es... wenn doch besagter Wunderort der St. Blasianischen Familie angeschlossen und einverleibt werden könnte!“ Quelle: Schneider, Ernst (1957): „Über die Aufhebung der im Wiesenkreis befindlichen sog. Nebenkirchen und Kapellen während der Aufklärung“, in: Das Markgräflerland: Beiträge zu seiner Geschichte und Kultur, 19. 1957, Heft 1. 1957, Seite 312.

Welcher Erfahrungen bzw. was für konkretes Fachwissen bilden die Basis für die nachfolgenden Einschätzungen zum Tafelbild? Neben der praktischen Feldarbeit aus rund zwanzig Jahren hatten wir auch weitere Arbeits- und Themenfelder erschlossen. Zum Beispiel mit unserer Zinnfiguren-Sammlung von über 5.500 Zinnfiguren, darunter mit 2.200 Flachfiguren mit dem Schwerpunkt „*Regimenter zu Pferd und zu Fuß*“ aus Frankreich, Spanien, England, Preußen, Österreich, Bayern, Hessen-Kassel, Pfalz, Nassau-Weilburg sowie vom Fürstbistum Münster.

Damit beschäftigten wir uns vor allem im Vorfeld unserer 78. Sonderausstellung (24.06. bis 07.10.2012) im Städtischen Museum von Schopfheim. Sie trug den Titel: *"Barocke Architektur" – eine Kupferstich-Sammlung mit Motiven historischer Belagerungs-, Verteidigungs- und Angriffstechnik-en*“ und veranschaulichte exemplarisch die tatsächliche Uniformierung und Bewaffnung der damaligen Heere.

Ebenso wurden Szenen aus dem Dreißigjährigen Krieg kreiert und auf den Spuren der Landsknechte bis ins späte 15. Jahrhundert zurückgeblickt, wie z. B. *Landsknechte, Pikeniere und Fußvolk stehend, kaiserliche Katholische (1500) vorrückend, kaiserliche Musketiere und Arkebusiere im Marsch, Landsknechte mit Hellebarde vorgehend und im Angriff, im Halt und angreifend* oder *schwedische Reiterei im Marsch (1618 – 1648)*. Daneben schwedische Musketiere, Pikeniere, Arkebusiere und Reiterei, Dragoner im Marsch und im Halt, zudem ein Reiterkampf: schwedische Reiterei trifft auf Kaiserliche sowie Musketiere, Europa (1650) und kaiserliche Kavallerie (1618 – 1648). Die professionelle superfeine beidseitige Sammlerbemalung beinhaltete bis ins Kleinste Details der historischen Kriegstracht und der späteren Uniformen, setzte konkretes Wissen über die waffentechnische Entwicklung und deren Einsatz voraus – bis hin zur militärisch formgerechten Aufstellung der einzelnen Funktionsträger und taktischen Überlegungen.

Grund- und Detailwissen vermittelte auch unsere in über 20 Jahren angelegte Kupferstich-Sammlung mit über 500 originalen Einzelobjekten – alle mit dem Schwerpunkt Fortifikation vom 15. bis 18. Jahrhundert. Eine Ergänzung fand dieser Teil unseres Forschungsprojektes in einer eigenen umfangreichen Fachbibliothek – darin auch zeitgenössische Original-Quellen ab 1641.

Als Besonderheit ist in diesem Zusammenhang noch der Modell- und Diorama-Bau zu erwähnen, der sich speziell mit besonderen historischen Ereignissen beschäftigte. In dieser umfassenden und interdisziplinären Projektarbeit wurzeln die Einschätzungen, welche nun bei der Interpretation des Tafelbildes Anwendung finden.

Von Fahnen, Feuer, Piken und Hellebarden.

---

Der immer wieder verwendete Begriff einer „*Schlacht*“ oder eines „*Schlachtengemäldes*“ trifft im engeren Sinne des Wortes jedoch nicht zu, da hier weder zwei militärische Truppenteile aufeinandertreffen noch ein gemeinsames Gefecht bestritten wird. Denn *„eine Schlacht ist die kriegerische Auseinandersetzung oder das Gefecht zweier oder mehr militärischer Parteien in einem Konflikt von kriegsentscheidender Bedeutung. Für gewöhnlich wird eine Schlacht nach dem Ort benannt, an dem sie stattfand. Mit Schlachtfeld, altertümlich auch Walstatt, wird die geographische Örtlichkeit einer kriegerischen Auseinandersetzung bezeichnet, der Kampfplatz. Das Wort „Schlacht“ leitet*

*sich von dem althochdeutschen Wort slahta ab, aus dem das mittelhochdeutsche Wort „slaht“ hervorging. Die ursprüngliche Bedeutung dieses Wortes war „Tötung“, wie sie bis heute in den Wörtern „schlachten, Schlachtung“ erhalten ist. Erst seit dem 16. Jahrhundert bezeichnet man damit den „Kampf zwischen zwei Heeren“.* Quelle: <https://de.wikipedia.org/wiki/Schlacht>

Auch im Zusammenhang mit der *Schlacht bei Schönenbuchen* oft verwendete Attribut als „*blutige*“ Schlacht trifft bei genauem Betrachten des Bildes nicht zu: es fließt – erst auf den zweiten Blick wirklich bewusst wahrnehmbar – kein oder kaum Blut, schon gar nicht so viel, dass sich die Feldberg-Wiese *bis nach Klein-Hünigen rot färben* konnte. Um diesen Hinweis zu verstehen, müssen wir uns das Tafelbild und dessen barocke Szenerie näher betrachten. Blicken wir zuvor noch kurz auf die einzelnen Barockepochen: Frühbarock (bis ca. 1650), Hochbarock (ca. 1650–1700), Spätbarock (ca. 1700–1730) und Rokoko (ca. 1730–1760/70). Erstmals „übermalt“ wurde das ursprüngliche Bild, das vermutlich um 1680/85 entstand, im Jahre 1727 (Spätbarock im Übergang zum Rokoko).

*„Das Weltbild des Barock ist vom Dreißigjährigen Krieg geprägt. Dennoch oder gerade deshalb blieb die griechisch-römische Antike mit ihren Formen und ihrer Mythologie ein wichtiges Vorbild. Rom war das bedeutende Zentrum Italiens im Seicento (17. Jahrhundert). Von den dort ansässigen Malern Annibale Carracci und Michelangelo da Caravaggio gingen die entscheidenden Impulse für die Entwicklung der Malerei im übrigen Europa aus. Die Malerei wurde im Laufe des 17. Jahrhunderts verstärkt instrumentalisiert; entweder von der Kirche in den Dienst der gegenreformatorischen Bewegung gestellt oder von den absolutistischen Höfen programmatisch zur Verherrlichung des Regenten eingesetzt. Das Tafelbild entwickelte sich zu einem immer begehrteren Sammelobjekt für Adlige, Könige, Höflinge und das sich emanzipierende Bürgertum.“* Quelle: <https://de.wikipedia.org/wiki/Barock>

*„Die Historienmalerei spielte in der Barockepoche eine herausragende Rolle. Man pflegte die Auseinandersetzung mit historischen Begebenheiten, mythologischen Erzählungen oder biblischen Geschichten. Speziell katholische Maler spezialisierten sich auf solche Szenen – im Gegensatz zu den Künstlern der bilderfreien evangelisch-calvinistische Kirche. Man versuchte dabei, die Bildinhalte als Paradigmen auf die eigene Existenz und Gegenwart zu projizieren und so gleichnishaft als moralisches Vorbild zu fungieren. Dazu eigneten sich besonders handlungsdramatisch-geschichtliche Ereignisse, die bei Betrachter sichtbare Emotionen auslösten.“* Quelle: Toman, Rolf (Hrsg.) (2004): *„Die Kunst des Barock – Architektur, Skulptur, Malerei.“* Könemann, Tandem Verlag, Königswinter.

Losgelöst von der künstlerischen Freiheit jenes Künstlers: das starke antike (griechisch-römische) Vorbild zeigt sich vor allem in der Bekleidung der abgebildeten Reiter. Fernab jeder realen Beziehung zur eigentlichen Epoche (1444: Spätmittelalter) des tatsächlichen Ereignisses malt der Künstler seine Figuren eher im antiken Habitus römischer Legionäre oder griechischer Krieger, also keinesfalls als spätmittelalterliche Reiterei bzw. Landsknechte. So sind vor allem bei den Reitern nur wenige in einer real funktionstüchtigen Rüstung abgebildet. Wobei dies nicht nur für die Kleidung zutrifft. Auch die Bewaffnung der einzelnen Kämpfer ist ohne jeden realen Bezug zur damaligen Waffentechnik bzw. der Ausstattung der einzelnen Truppenteile.

*„Bereits um 1568 ist in den Musterungsberichten der benachbarten Orte Todtnauberg und Fröhd von Büchsen und Hakenflinten zu lesen. Und 1605 sowie 1610 wurden bei der Musterungen in Künaberg und Ried 3 Musketiere aufgeführt.“* Quelle: Eduard Böhler (1960): „Die Geschichte von Schönau im Schwarzwald“. Rombach, Freiburg im Breisgau 1960, S. 245 ff.

*„Jetzt entbrannte der Burgunderkrieg\*), in welchem die Eidgenossen und die Schwarzwälder, die durch ihre schwarze Kleidung auffielen, Schulter an Schulter kämpften.“* Die Gemeinde Schönau „verpflichtete einzelne zur Beschaffung von Waffen wie Krebs, Kragen, Eisenhut, Panzer oder ganzer Harnische; welche die Besitzer dem Rat leihen mußten, wenn er darnach begehrte. Handbüchsen scheint die Gemeinde selbst angeschafft zu haben. Sie wurden ausgegeben unter der Bedingung, sie in Ehren zu halten.“ \*) 1474 und 1477. Quelle: Eduard Böhler (1960): „Die Geschichte von Schönau im Schwarzwald“. Rombach, Freiburg im Breisgau 1960, S. 239.

Hier noch kurz die Erklärung zweier wichtiger Grundbegriffe: *Pike* und *Hellebarde* – auch zur besseren Deutung des Bildinhaltes:

*„Eine Pike (von französisch piquer ‚stechen‘) oder Spieß ist eine historische Stichwaffe zu Jagd- und Kriegszwecken, die im Unterschied zum Speer bzw. Wurfspieß nicht geworfen wird. Synonym wird oft das Wort Lanze verwendet, das jedoch eigentlich den Spieß des Reiters bezeichnet. Der hölzerne Schaft besaß eine Länge von 5 bis 6 Metern. Die Spitze bestand aus verschiedenen Materialien. Am einfachsten war ein angespitztes Ende, ggfs. feuergehärtet. In der Frühzeit wurden Naturmaterialien wie Knochen oder Stein verwendet, später Bronze oder Eisen. Der obere Teil des Holzschafte konnte durch metallene Bänder verstärkt werden, um ein Abbrechen der Spitze aus dem Holz zu verhindern. Gegen eine Formation aus Spießgesellen war für Berittene nur schwer anzukommen. Der Mensch entwickelte den Spieß zum Wurfspieß (Speer) weiter. Dieser kann geworfen, aber auch im Nahkampf zum Stechen verwendet werden. Der Einsatz des nicht werfbaren Spießes ist als Langspieß wieder in der Antike belegt. Die Sarissa war die Hauptwaffe der makedonischen Phalanx im 4. Jahrhundert v. Chr. Erst im Spätmittelalter nahm die Bedeutung wieder zu. Während des schottischen Unabhängigkeitskriegs entwickelten Schotten den Schiltron, eine Gefechtsformation mit Langspießen. Die Schweizer entwickelten die Taktik des Gwalthaufens und die Pikeniere als schwere Infanterie mit Piken. Andere europäische Nationen übernahmen dieses, darunter die Landsknechte im deutschen Reich. Die Bedienung einer Pike war leicht zu erlernen, und eine Formation Spießträger („Spießgesellen“) konnte sich sehr erfolgreich gegen eine Kavallerieattacke zur Wehr setzen. Spanien perfektionierte das Zusammenwirken von Pikenieren und Arkebuseren in den Tercios (sp. Drittel); diese Gefechtsordnung wurde auf europäischen Kriegsschauplätzen noch bis zum Dreißigjährigen Krieg angewandt. Der Übergang zu Feuerwaffen und vor allem die Einführung des Bajonetts brachten das Ende dieser Ära.“* Quelle: <https://de.wikipedia.org/wiki/Spie%C3%9F>

*„Die Fußsoldaten unterschieden sich nach ihrer Bewaffnung in Pikeniere und Musketiere. Die Aufgabe der Pikeniere bestand darin, Reiterangriffe durch den Einsatz der langen Pike abzuwehren. Zu ihrem Schutz trugen sie ein schussfreies Bruststück, eine Halsberge, einen Blechschurz und eine eiserne Sturmhaube. Ein Degen diente ihnen zur Verteidigung im Nahkampf. Die Musketiere schützten die Pikeniere, konnten sich aber auch im Nahkampf, wenn ihnen ihre Feuerwaffe nicht mehr von Nutzen sein konnte, zwischen die Spieße der Pikeniere flüchten. Im Gegensatz zum Pikenier ver-*

*fügte der Musketier nur über eine Sturmhaube, die bisweilen sogar durch einen Leder- oder Filzhut ersetzt wurde. Ein Säbel vervollständigte seine Ausrüstung. Zu Beginn des Krieges besaß eine Kompanie zu Fuß eine Sollstärke von 120 Pikenieren, 20 altgedienten Hellebardenträgern als Sicherung der Fahne und von 160 Musketieren unter dem Kommando eines Hauptmanns, eines Leutnants als Kompanieoffizier und eines Fähnrichs als Offiziersstellvertreter.“*

Quelle: [https://www.lwl.org/westfaelische-geschichte/portal/Internet/finde/langDatensatz.php?urlID=435&url\\_tabelle=tab\\_texte](https://www.lwl.org/westfaelische-geschichte/portal/Internet/finde/langDatensatz.php?urlID=435&url_tabelle=tab_texte)

*„Die Hellebarde oder auch Helmbarte ist eine Mischform von Hieb- und Stichwaffe, die die Mannstoppwirkung eines Speißes mit der panzerbrechenden Wirkung der Axt kombinierte (Gesamtlänge: ca. 210 cm). Sie gehört zu den Stangenwaffen des Fußvolks und wurde vorwiegend vom 14. bis zum 16. Jahrhundert verwendet. Der Vorläufer dieser Waffe hieß im Deutschen Rossschinder. Aus diesem entstanden zwei neue Waffen: die Glefte und die Helmbarte. Der ursprüngliche Name Helmbarte ist eine Zusammensetzung von mittelhochdeutsch halm, helm für „Stiel“ und barte für „Beil, Streitaxt“, bedeutet also eigentlich „Beil mit (langem) Stiel“. Neben Helmbarte entstanden die Varianten Halmbarte und Halbarte sowie im 16. Jahrhundert Hellebarde. Unter Militärhistorikern sind die Bezeichnungen Helmbarte, Halmbarte und Halbarte für Stangenwaffen gebräuchlich, die von etwa 1470 bis 1530 vor allem von Schweizern und deutschen Landsknechten als Kriegswaffen verwendet wurden. Der Begriff Hellebarde bezieht sich dann auf die weniger massiv konstruierten, oft reich verzierten Ordonnanzwaffen u. a. der Palastgarden.*

*Die heutigen Formen der Hellebarden entstanden im 13. Jahrhundert auf dem Gebiet der heutigen Schweiz aus einer Verbindung des militärisch eingesetzten Speers und einem sichelähnlichen Werkzeug für die Arbeit auf dem Acker; Haumesser ist eine passende Bezeichnung. Dieses Werkzeug sieht heute noch so aus wie vor 800 Jahren. Montierte man dieses Werkzeug auf einen Schaft, so erhielt man eine Waffe, die im Frühmittelalter als Stangenbeil oder auch Breschenmesser bekannt war. Diese war zwar nicht bloß ein Gartenmesser an einem langen Stecken, als um ca. 1300 eine Verbindung mit dem Speer aufkam, bisher kann jedoch der Ursprung nicht zweifelsfrei geklärt werden. Einige Spuren lenken die Aufmerksamkeit auf das Elsass, wo laut dem Chronisten Riderius die Straßburger um 1260 solche Waffen hergestellt hätten.*

*Die Hellebarde erreichte um 1470 den Höhepunkt ihrer Effizienz. Besonders effizient wurde sie im Masseneinsatz des Fußvolks durch Schweizer und Hussiten eingesetzt. Im 16. Jahrhundert war sie in der Bewaffnung deutscher Städte weit verbreitet („Nachtwächterspeiß“). In dieser Zeit entwickelte sich die Schlagpartie zurück, während gleichzeitig die Spitze verlängert wurde. Dieser technische Innovationsprozess machte eine eigene Fechttechnik für Hellebarden möglich. Vom frühen 14. Jahrhundert brachen Schrift- und Bildquellen nicht mehr ab, wodurch ein kontinuierlicher Entwicklungsablauf nachgezeichnet werden kann. In den Zeughausbeständen finden sich Original-Hellebarden in größerer Stückzahl wieder. Im 16. Jahrhundert wurde die Rüstung wegen des zunehmenden Einsatzes von Schusswaffen zurückgedrängt. Der Einsatz der Hellebarde als Stichwaffe mit verlängerter, vorderer Klinge überwog, bis sie schließlich durch die Pike verdrängt wurde. Die Hellebarde hat eine breite („Beil“, „Barte“) und eine kurze Klinge („Haken“) und am Ende eine spitz gearbeitete Klinge. Der meist 1½ bis 2 Meter lange hölzerne Schaft („Halm“, „Helm“) besaß oft einen mehreckigen Querschnitt oder Lederwicklungen, um beim Hieb das Wegdrehen der Waffe in der Hand zu vermeiden. Der Übergangsbereich zwischen Klinge und Schaft wurde seitlich mit Schafffedern aus Metall verstärkt.*

*Eine Hellebarde eignete sich im Kampf gleichermaßen zum Schlagen, Stechen und Reißen. Vorteilhaft dabei war, dass sich bei einem verfehlten oder abgewehrten Stich der Haken und das Beil hinter der gegnerischen Parade befanden und so von hinten in den Hals, den Rücken oder in die Beine gestochen werden konnte. Sollte dies nicht gelingen, konnte der Gegner durch die Reißbewegung eventuell aus dem Gleichgewicht gebracht und die Spitze für einen erneuten Angriff wieder vor dem Gegner positioniert werden. Der Haken wurde außerdem genutzt, um Reiter vom Pferd zu ziehen. Beil oder Haken konnten dann zum Durchschlagen der Rüstung dienen. Besonders geeignet waren die meist scharfkantigen Rückseiten von Beilklinge und Haken, um die verletzlichen und kaum durch Rüstungsteile zu schützenden Beinsehnen der Pferde zu attackieren. Die Spitze konnte ähnlich wie der Spieß in geschlossenen Formationen oder im Einzelkampf eingesetzt werden. Der Schlagdorn oder auch Rabenschnabel der Hellebarde (hinter dem Beil) konnte genutzt werden, um Gegnern den Helm und/oder den Schädel einzuschlagen und wirkte wegen der enormen Hebelwirkung panzerbrechend.“* Quelle: <https://de.wikipedia.org/wiki/Hellebarde>

So kann im Tafelbild auch keine funktionale Zuordnung als Arkebusiere, Musketiere, Kürassiere, Dragoner der leichten Kavallerie vorgenommen werden. Nicht waffentechnisch erkenn- und zuweisbar sind auch – jeweils bezogen auf die Jahreszahlen 1444 und 1684 – z. B. Armbrust und Hakenbüchse bzw. die typisch schweren Reiterstiefel mit gleichem Maß für beide Füße oder die Reiterpistolen, dann Karabiner und Musketen, Luntenschlossmusketen oder Steinschlossmusketen, typische Kürassierschwerter oder Kavalleriesäbel, Arkebusen oder auch die charakteristischen „Beinkleider“, jene „Kriegstrachten“ bzw. später dann der ersten Uniformen. Dafür aber einen orientalischen Scimitar, also ein „Krummschwert“ oder „Krummsäbel“.

Der Künstler stellt das gesamte Fußvolk primär als Pikeniere dar. Wobei die eigentlich stabilen und schweren Holzschäfte der Piken hier mehr schlanken Lanzen ähneln und sich so im Feldeinsatz gegen herangaloppierende Reiter nicht bewähren würden, sondern leicht splintern und damit keinen Durchbruch der ursprünglich schweren *Schlachtrosse* (bezogen auf das Jahr 1444) verhindern könnten. Die Piken trugen am unteren Ende eine starken Eisendorn, den sie beim „Fällen“ der Piken – also in halber Höhe und somit auf den Brust- und Halsbereich der anstürmenden Pferde gerichtet – zum besseren Halt in den Boden ramnten. Die jeweiligen Anführer unter den Fußtruppen erkennt man an ihren Hellebarden. Auch diese sind zu dünnschäftig und überlang abgebildet – real waren sie durchschnittlich nur 2,10 Meter hoch mit kräftigem Holzschaft.

*„Der Arbeitskreis "Historische Einungsmeister-Versammlung" hat in mehrjähriger Arbeit, unterstützt durch großzügige Spenden, über dem Museum "Historische Einungsmeister-Stube" im Gasthof "Hirschen" in Dogern eine Waffenkammer eingerichtet. Darin sind die Waffen des früheren "Landfahrens" (Militär der ehemaligen Grafschaft Hauenstein), sowie die Soldaten dazu ausgestellt. Gezeigt werden zahlreiche Blankwaffen (Spieße, Hellebarde, Speere, Faschinenmesser, Schwerter, Sax- und Hauswehren, Bajonette, Dolche, Hirschfänger), sowie die ersten Waffen mit Patronen (Hakenbüchsen, Luntenschloß-Gewehre, Musketen usw.), sowie die Soldaten in ihren ehemaligen Uniformen (Lederwams, Kettenhemd, verschiedenartige Helme), eine Wachstube, eine Kleiderkammer und eine Sitzgruppe mit den Original-Einungsmeister-Stühlen und dem Stammtisch der früheren Löwenbrauerei von Waldshut.“*

Quellen: <http://www.habsburg.net/kunst-kultur/historische-ausstellung/die-grafschaft-hauenstein-in-vorderoesterreich/die-grafschaft-hauenstein-in-vorderoesterreich/> *Die große Zeit der Kavallerie*, 1980, Luzern, *Des Kaisers Reiterei – Österreichische Kavallerie*, 1967, Wien, *Men At Arms: Louis XV's Army French Infantry*, Osprey, 1997, *Men At Arms: Louis XV's Army Light Troopa and specialists*, Osprey, 1997. *Um Österreich! Schlachten unter Habsburgs Krone*, 1995, Graz/Stuttgart. *Krieger, Kämpfer und Soldaten – von der Antike bis Heute*, 2012. *Uniformen europäischer Armeen*, Berlin, 1978. *Geschichte der Kriegskunst: Das Altertum – Von den Perserkriegen bis Caesar*, Hamburg, 2003, *Geschichte der Kriegskunst: Das Mittelalter – Von Karl dem Großen bis zum späten Mittelalter*, Hamburg, 2003 und *Geschichte der Kriegskunst: Die Neuzeit – Vom Kriegswesen der Renaissance bis zu Napoleon*, Hamburg, 2003.

Andeutungsweise bildet der Künstler die Pikeniere als Formation eines sog. *Gewalthaufens* ab – dieser „bezeichnet die Hauptformation des Gevierthaufens, der vom Mittelalter bis in die frühe Neuzeit in Europa und war die effizienteste und allgemein verbreitete massive Schlachtordnung. Weitere Bestandteile des Gevierthaufens waren die Vorhut und die Nachhut. Der Begriff wird zunächst vor allem auf die Formationen der Schweizer Eidgenossen während ihrer Kriege gegen Habsburg und Burgund im Spätmittelalter angewendet, und zwar in erster Linie ab der Mitte des 15. Jahrhunderts, als sie Pikeniere in ihrem Bauernheer einführten. Diese bildeten einen schützenden Rahmen um die restlichen Nahkämpfer mit ihren Hellebarden und anderen Waffen. Sie sollten die Lanzenangriffe der Ritter abwehren und gegnerische Infanterie mithilfe der überlegenen Reichweite ihrer Piken überwältigen. Anschließend sollten die anderen zwischen den Reihen nach vorne stürmen und den Feind vernichten. Die mit Feuerwaffen ausgerüsteten Krieger kämpften außerhalb der Formation als Tirailleure. Meist bildeten die Schweizer drei Haufen: Vorhut, Gewalthaufen als Hauptmacht und Nachhut.“ Quelle: <https://de.wikipedia.org/wiki/Gewalthaufen>

Der Blick auf die zeitgenössisch korrekten Waffentechnik-Darstellungen eidgenössisch-kriegerischer Auseinandersetzungen ermöglichen die *Schweizer Bilderchroniken des 15. und 16. Jahrhunderts*, Zürich, (1941) mit der *Berner Chronik 1570*, der *Amtlichen Berner Chronik 1478 und 1484*, der *Privaten Berner Chronik 1484*, der *Chronik der Burgunderkriege 1480*, der *Zürcher Chronik 1506*, der *Amtlichen Luzerner Chronik 1515*, der *Eidgenössischen Chronik 1514* sowie der *Schweizer Chronik 1576*. Hier ist es besonders interessant und ertragreich, die Illustrationen des Zeitabschnittes von 1430 – 1450 heranzuziehen – insbesondere die von 1444, welche die Schlacht an der Birs und St. Jakob abbilden – z. B. eben auch bereits mit Feuerwaffen, die auf dem Tafelbild von Schönenbuchen völlig fehlen. Was zu falschen Rückschlüssen führen kann: „*Noch sind Feuerwaffen nicht in Gebrauch. Auch das weist darauf hin, daß dieses Bild nicht an den Schwedenkrieg erinnert, sondern an viel frühere Kriegszeit*“ (Böhler).

Ein weiterer, besonderer Augenmerk gilt den auf dem Tafelbild abgebildeten Feldzeichen (auch Fähnlein, Feldfahne, Reiterfahne, Wimpel, Banner). „*Feldzeichen sind militärische Abzeichen, die die Zugehörigkeit zu einer Kriegspartei kenntlich machen. Feldzeichen dienen auch der Orientierung und der Befehlsgebung im Kampf sowie insbesondere – bis heute – zur Hebung von Korpsgeist und Kampfmoral. Das Feldzeichen ist Symbol der Gemeinschaft, es wohnt dem Gegenstand selbst aber auch ein hoher Wert im moralischen Sinne inne. Dieser setzt sich aus dem der Gemeinschaft und dem eigenständigen, dem Feldzeichen zugeordneten Wert zusammen, das hierzu teilweise auch einem Weihe- oder Heiligungsvorgang unterzogen wird. Dem entspricht die weit gefasste Vorstellung einer dem Feldzeichen zukommenden Ehre, die teilweise über die einer Person hinausgeht und die um jeden Preis zu verteidigen ist. Ein Verlust*

*dieses Zeichens war für den Unterlegenen eine besondere Schmach, weshalb sie auch bei verlorener Schlacht besonders erbittert verteidigt wurden. Feindliche Feldzeichen waren denn auch eine besonders begehrte Trophäe, die gern im Rathaus der siegreichen Partei aufbewahrt wurde.*

*Als Standarte (aus altfranzösisch estandart, altfränkisch standort „Aufstellungsort“) wird in Vexillologie (Fahnenkunde) und Heraldik (Wappenkunde) eine spezielle Form der Flagge bezeichnet. Die Standarte war ursprünglich in der Antike ein an einer Stange gehisstes Feldzeichen, meist ein plastisches Bild, das den Sammlungsort eines Truppenteils in der Schlacht markierte. Im frühen Mittelalter der schweren Ritterheere stand dieses Feldzeichen fest auf einen Wagen montiert, im Spätmittelalter, als auch schnellere Kavallerie aufkam, auch als eine langgestreckte, ein- oder zweizipfelige Reiterfahne, dann als quadratischer Banner mit Schwenkel (Wimpel), seit dem 17. Jahrhundert eine meist quadratische, später auch dreieckige Fahne berittener Truppen aller Art. Im Mittelalter wurden Fahnen mit Farben und Wappen zum wichtigen Erkennungsmerkmal in der Schlacht, da man Freund und Feind aufgrund fehlender einheitlicher Kleidung (Uniform) noch nicht unterscheiden konnte. Im Gefecht wurden die Fahnen stets von dem jüngsten Offizier, dem Fähnrich begleitet. Er hatte dafür zu sorgen, dass das Symbol der Einheit nicht in Feindeshand geriet.“* Quellen: <https://de.wikipedia.org/wiki/Feldzeichen>, <https://de.wikipedia.org/wiki/Fahne> und <https://de.wikipedia.org/wiki/Standarte>.

Die zweite „Übermalung“ hat sicherlich zunächst den Grund in dem über die Jahre – durch Kerzenrauch und sonstige äußere Einflüsse (marode Bausubstanz, undichte Fenster, undichtetes Dach) auf den hölzernen Maluntergrund starken Nachdunkeln der aufgetragenen Farbe, was das Erkennen der Figuren immer schwerer werden ließ.

Kunstmaler Vollmar aus Säckingen wurde 1857 mit der Restaurierung des Tafelbildes beauftragt. Er schreibt aber in seiner Expertise: *„Das Oelgemälde ist 21 Fuß lang und 7 Fuß hoch, auf Holz gemalt mit circa 200 bis 250 zehn bis zwölf Fuß hohen Figuren, gemalt im Jahre 1727 (die Jahreszahl war demnach noch richtig zu lesen) durch einen Maler von St. Trudpert im Münstertal. Dieses Bild hängt an der Seitenwand im Innern der Kapelle zu Schönenbuchen, 7 Fuß vom Boden erhöht. Das Gemälde ist in allen Teilen beschädigt, was durch öftere, nicht verstandene Reinigung geschehen sein mag. Das Holz der Tafel ist ziemlich gut erhalten, einige Fugen ausgenommen, die ausgekittet werden müssen. Der unter sich entstandene Kampf der Armagnaken nimmt in der Mitte des Tableaus den großen Raum ein, an beiden Enden stehen Gruppen von der gleichen Horde, welche wahrscheinlich die Avantgarde\*) und Arrieregarde\*) vorstellen und betroffen dem Kampfe zusehen, links im Hintergrund bemerkt man die Kirche und Gebäude von Schönau. Auf den nahen Hügeln und Felsen hinterhalb des blutigen Kampfes werden Landleute erblickt, welche unter die Kämpfenden sogenannte spanische Reiter von Eisen werfen, wodurch der Kampf nach einer Volkssage entstanden sein soll. Um dieses Gemälde in seiner früheren Kraft herzustellen, müssen manche Stellen ganz übermalt werden, besonders jene der Luft, Gebirge und Vordergrund; das gleiche findet sich bei den Figuren vor. Ein großer Teil ist bis zur Unkenntlichkeit verwaschen, wobei nur schwer die Contouren zu erkennen sind, andere teilweise beschädigt. So ist an dem nahezu 150 Quadratschuh haltendem Gemälde kaum ein Quadratfuß Raum, der die Restauration nicht bedürfe.“* Quelle: Eduard Böhler (1960): *„Die Geschichte von Schönau i. Schw.“*, S. 339

*\*) „Avantgarde (Vorhut). Die Vorhut, ursprünglich auch im Deutschen als Avantgarde (frz.: avantgarde) bezeichnet, ist eine kleinere militärische Einheit; im Sprachgebrauch der Kavallerie wird sie auch als Vortrab bezeichnet. Ihre Aufgabe ist die Aufklärung, das Besetzen wichtiger Positionen und das Gewinnen von Zeitvorteilen gegenüber dem Feind (beispielsweise indem eine Vorhut einen gegnerischen Vorstoß auffängt, so dass das Gros ihn an der Flanke angreifen kann). Je nach taktischer Ebene sind es einige wenige Späher bis hin zu ganzen Bataillonen. Truppen, die am Ende einer Kolonne marschieren, werden Nachhut (Arrièregarde) genannt.“* Quelle: <https://de.wikipe-dia.org/wiki/Vorhut>

*\*) „Arrièregarde (Nachhut). Die Nachhut (bis ca. 1880 französisch Arrièregarde) ist die Bezeichnung für eine selbständige militärische Formation der Marschsicherung beim Rückzug eines Truppenkörpers, welche im Allgemeinen aus einem verstärkten Bataillon besteht und am Ende des Gros oder der Hauptkräfte marschiert oder verbleibt. Auf dem Marsch wird die Nachhut als zumeist bewegliche Truppe mit starker Feuerkraft formiert. Die Nachhut deckt, sichert oder schützt den organisierten Rückmarsch der Hauptkräfte vor überraschenden Angriffen. Dabei marschiert die Nachhut in einer angemessenen Entfernung hinter den Hauptkräften, die für die erfolgreiche Erfüllung ihres Auftrags erforderlich ist. Der Kommandeur der Nachhut kann je nach Lage des Gegners Rücken- und Seitendeckung befehlen und aussenden. Bei Absetzbewegungen oder im Rückzug verbleibt eine Nachhut in den Stellungen, um einen geordneten Rückzug der Hauptkräfte zu ermöglichen.“* Quelle: <https://de.wiki-pedia.org/wiki/Nachhut>

Offenbar konnte man 1761 die Jahreszahl der Übermalung von 1727 noch genau erkennen. Was bei seiner doch sehr detaillierten Beschreibung des Bildes auffällt: er erwähnt mit keinem Wort die beiden heute doch durchaus prägnant erscheinenden Fahnen der linken und rechten Fußtruppen mit klaren heraldischen Zuweisungen. Ihre farbliche Qualität ist aktuell in einem ausgezeichneten Zustand und müsste damals dem erkennbar auch im militärischen Sprachgebrauch versierten (französische Spezialbegriffe für Vor- und Nachhut) Restaurator eine Erwähnung wert gewesen sein. Aber ganz offensichtlich sah er sich nicht in der Lage, einen Unterschied zwischen den drei dargestellten Gruppen festzustellen. Für ihn bildeten sie eine militärisch homogene, zusammengehörige Truppe, die er als „Horde“ bezeichnet. Zu jenem Zeitpunkt muss es daher – so meine Arbeitshypothese – keine Identifikationsfahnen der Fußgruppen gegeben haben. Welche sie auf dem heutigen Bild von der Reitergruppe unterscheiden und heraldisch relativ genau zuweisbar machen.

Dies würde aber dann auch bedeuten, dass die „Umwidmung“ und „Neugestaltung“ des Tafelbildes nicht durch den Maler von St. Trudpert ausgeführt wurde, sondern erst nach 1857, also mit der dann schlussendlich 1898 durchgeführten Restaurierung erfolgte. Mit Blick auf die geschichtliche Entwicklung jener Zeit eine bereits von der Erbfeindschaft mit Frankreich geprägte Epoche. Und genau der Zeitraum, in dem in der Sagenwelt die ersten Festlegungen auf die Armagnaken nachweisbar sind.

Ich gehe daher davon aus, dass mehrere Feldzeichen im Rahmen der Restaurierungsarbeiten nachträglich aufgemalt wurden. Erkennbar wurden dabei nicht nur die Piken bzw. die Lanzenspitzen „schärfer“ nachgezeichnet, sondern auch die Stangenwaffen sowie die Fahnen selbst. Die von mir angefertigten digitalisierten Großaufnahmen belegen die sichtbaren Veränderungen. Dass ein solcher Eingriff nicht allein auf die künstlerische Freiheit des Restaurator oder „Übermalers“ zurückzuführen ist, liegt

nahe. Vogt, Rat und auch der für die Kapelle zuständige Pater mussten ihre Zustimmung geben.

In der jeweils der linken und rechten Fußgruppe haben wir sehr klare Farb- und Heraldik-Zuweisungen, während bei den im Kampfgetümmel meuchelnden Reiter keinerlei eindeutige heraldische Zuweisung (mehr) gibt – und damit deren Herkunft bzw. deren nationale Zugehörigkeit bzw. ihre Kriegspartei *zeitlos anonymisiert* wird. Somit können die Reiter alles sein: Armagnaken, Schweden, Franzosen oder Schweizer. Diese bewusste „*Umwidmung*“ in Form einer „*Neugestaltung*“ der ursprünglichen Darstellung wird so mit neuem Inhalt, mit einer neuen Aussage versehen. Und damit auch mit einer neuer Interpretationsmöglichkeit, einer neuen Geschichte bzw. Botschaft.

Gleich mehrere Reiter-Fahnen sind dabei ausgesprochen und auffallend „*unheraldisch*“ gestaltet: „*Es werden reine Farben ohne Abschattierungen, Verläufe und Nuancen verwendet. Natürliche Farben (Braun, Grau, Fleischfarbe) gelten als unheraldisch. Es sollten möglichst nur heraldische Farben (Rot, Blau, Schwarz, Grün) und Metalle (Gold, Silber) verwendet werden.*“ Quelle: <https://de.wikipedia.org/wiki/Heraldik>

Wie wichtig die Fahne für die jeweiligen Einheiten waren, belegen diese beiden Zitate: „*Zu Beginn des Krieges besaß eine Kompanie zu Fuß eine Sollstärke von 120 Pikenern, 20 altgedienten Hellebardenträgern als Sicherung der Fahne und von 160 Musketieren unter dem Kommando eines Hauptmanns, eines Leutnants als Kompanieoffizier und eines Fähnrichs als Offiziersstellvertreter.*“ Quelle: [https://www.lwl.org/-westfaelische-geschichte/por-tal/-Internet/-finde/langDatensatz.php?urlID=435&url\\_tabelle=tab\\_texte](https://www.lwl.org/-westfaelische-geschichte/por-tal/-Internet/-finde/langDatensatz.php?urlID=435&url_tabelle=tab_texte).

„*Im Gefecht wurden die Fahnen stets von dem jüngsten Offizier, dem Fähnrich begleitet. Er hatte dafür zu sorgen, dass das Symbol der Einheit nicht in Feindeshand geriet.*“ Quellen: <https://de.wikipedia.org/wiki/Feldzeichen>, <https://de.wikipedia.org/wiki/Fahne> und <https://de.wikipedia.org/wiki/Standarte>

Eine der Fahnen des Fußvolkes ist heraldisch relativ klar Rheinfeld (Waldstadt) zuzuordnen. Dies ist umso interessanter, als dass Rheinfeld in Verbindung mit der Jahreszahl 1444 historisch nicht auffällig ist, jedoch mit dem von mir fixierten Jahr 1634 einen regionalgeschichtlich bedeutsamen Bezug bilden kann. 1634 fällt Rheinfeld in die Hände der Schweden, 1634 konnten die Schweden so ungehindert Waldshut, Laufenburg und Säckingen besetzen. Und am 11. April 1634 erstürmten schwedische Truppen die vorderösterreichische Stadt Freiburg – auch dieses auffällig und leicht erkennbare Georgs-Kreuz-Muster ist als Fahne beim Fußvolk zu sehen – also Rheinfeld und Freiburg (steht auch für den Breisgau und Vorderösterreich)! Zufall? Sicherlich nicht! Der Südschwarzwald stand nun wieder den Schweden für ihre Beutezüge offen. Und am 23. Juni 1634 wird St. Blasien von den Schweden überfallen. Wie 1634 auch Schönau. Ein furchtbares Schreckensjahr für den gesamten Südschwarzwald, speziell aber ganz besonders für das Hochrheintal und den Hotzenwald sowie für das ganze Wiesental. Und die beiden Fahnen werden – so meine Interpretation – damit für das ganze Bild zum Aufruf und Symbol des aktiven Widerstands gegen die schwedisch-wüstgläubigen Eindringlinge (aber gleichzeitig auch gegen die mit Schweden verbündeten Franzosen).

Hier könnte eine Querverbindung zu den Hinweisen bestehen, dass Johann von Werth in der „*Schlacht bei Schönenbuchen*“ beteiligt sein sollte. Denn in der *Schlacht bei Nördlingen* am 6. September 1634 gelang es Johann von Werth mit seiner Kavallerie,

eine entscheidende Wende und damit die endgültige Niederlage von Gustav Adolfs schwedischem Heer herbeizuführen. Johann von Werth hatte bereits über 30 Siege gegen die Franzosen errungen und galt daher als der *Franzosenschreck*. Und auch ein Bezug zu Rheinfeldern kann hergestellt werden: am 3. März 1638 wurde Johann von Werth unter Herzog Bernhard durch den General Georg Christoph von Taupadel in der Schlacht bei Rheinfeldern bei Nollingen gefangen genommen. Sein Pferd war unter ihm weggeschossen worden und er floh zu Fuß nach Nollingen zum Regiment Johann Joachim von Wahl. Auf Verlangen von Richelieu wurde er an Frankreich ausgeliefert, wo er bis 1642 gefangen gehalten wurde. *„Erst nach langwierigen, schlep- pendem und zähen Verhandlungen, einigten sich Frankreich, Schweden und die deut- schen protestantischen Fürsten einerseits und der Kaiser, sowie der bayrische Kurfürst als Anführer der katholischen Liga andererseits. Jan von Werth wurde am 24. März 1642 gegen den ranggleichen, schwedischen Feldmarschall Gustav Horn, den von Werth selbst im Jahr 1635, bei der Schlacht bei Nördlingen gefangengenommen hatte, ausgetauscht. Ein Fehler der Franzosen, wie sich rasch zeigen sollte. Unter großem Jubel wird er von seinen Soldaten erwartet. Es sind nicht sein Draufgängertum und seine viele Siege allein, weshalb die Soldaten Jan von Werth zujubeln. Es ist seine joviale Art, mit der er es geschafft hat. Er ist der populärste Kriegsheld, für den viele in Klöstern und Dorfkirchen, zum lieben Gott und zur Jungfrau Maria beten, dass sie ihn beschützen mögen“*. Quelle: <https://janvonwerth.de/historie/johann-graf-von-werth/>

Wobei der Hinweis *„Er ist der populärste Kriegsheld, für den viele in Klöstern und Dorf- kirchen, zum lieben Gott und zur Jungfrau Maria beten, dass sie ihn beschützen mö- gen“*, sehr gut auch zu einem Ort wie der Wallfahrtskapelle *Unserer lieben Frau von Schönenbuchen und zum Heiligen Petrus und Paulus* passt. Der Kölner Kurfürst Erzbischof Ferdinand von Bayern nahm ihn in seine Dienste und machte ihn im August 1642 zum Generalleutnant seiner Kavallerie. Während der *Schlacht bei Tuttlingen* am 24. November 1643 gelang ihm fast die Gefangennahme des ganzen französisch- weimarisches Heeres.

Die Schlacht bei Nördlingen 1634 ist somit direkt mit der Niederlage der Schweden und deren Rückzug aus dem gesamten süddeutschen Raum verbunden. Und könnte so eigentlich zum Wendepunkt im Dreißigjährigen Krieg werden. Aber jetzt übernehmen – wie bereits geschildert – nahtlos die mit Schweden eng verbündeten Franzosen deren militärische Rolle in unserem Raum (dadurch die im Volk vorherrschende *Parallelisierung* von Schweden und Franzosen).

Was dem heutigen Betrachter auf Grund des inzwischen wieder teilweise stärkeren Abdunkelns der Farbaufträge oft entgeht, ist ein Objekt, das der Maler direkt unter der Georgskreuz-Fahne nur schwach angedeutet hat: ein oder zwei brennende Häuser – direkt südlich der Kirche. Man kann es als Hinweis auf das Jahr 1634 deuten, aber genauso auf die späteren Jahre (1677/1678), wo man Schönau brandschatzte. Ich habe dies nur über die vergrößerten Digitalaufnahmen des Tafelbildes nachvollziehen können. Dies muss vor rund 100 Jahren noch deutlich besser erkennbar gewesen sein, wie die nachfolgende Quelle – aber auch meine Interpretation – bestätigt und belegt. *„Bemerkenswert sind noch der Kirchturm und einige Häuser, die im Hintergrund links die Truppen überragen und in rötliches Licht getaucht sind, als ob sie brennen würden. Ohne Zweifel ist damit Schönau gemeint. Im Vordergrund schlängelt sich die Wiese vorbei, die das Blut der Gefallenen und Verwundeten aufnimmt.“* Quelle: Kirchenkalender für die Pfarrgemeinde Schönau, 2. Jahrgang, 1928, Wiesentäler Vereinsdruckerei, Zell i. W., S. 27 ff.

Auf jeden Fall eine klare Zuordnung zu den Bränden, mit welchen die Schweden wie auch die Franzosen Schönau heimsuchten. Was meine These stützt, dass auf dem ursprünglichen Bild thematisch bewusst beide Zeithorizonte vereinigt wurden, welche dann über die Sagenwelt noch um einen dritten, nämlich dem Ereignis von 1444, erweitert wurde. Dies würde auch erklären, warum das ursprüngliche Bild auch bewusst beide Überfälle quasi synonym gemeinsam in einem Bild verarbeitete. Zumal in den Sagen über den Einfall der Armagnaken keinerlei Hinweis dazu erfolgt, dass diese Schönau in Brand gesteckt hätten. Es wird nur von dem Kampf an der Letze geschrieben.

### Von „Ungläubigen“, barocker Vanitas und dem Memento mori.

---

Wie schon angedeutet, enthält das Tafelbild neben leicht „lesbaren“ Botschaften aber auch solche, die sich erst – wenn überhaupt – auf den zweiten Blick erschließen. Gleichzeitig ist es auch unbedingt erforderlich, sich im Vorfeld intensiv mit den zwei Begrifflichkeiten des Barock zu beschäftigen, um diese Bildhinweise richtig zu deuten bzw. sachgerecht ein- und zuzuordnen. Ich habe daher eine kleine Auswahl von Texten zusammengestellt, damit dies leichter möglich ist. Wobei es sich einerseits um *Vanitas* und andererseits um *Memento mori* handelt – welche natürlich auch die Kunst, aber darüber hinaus die gesamte Gedankenwelt dieser Epoche prägten.

*„Das Zeitalter des Barock war für die Menschen vor allem eine Zeit religiöser und gesellschaftlicher Umbrüche, der Zerrissenheit und des unermesslichen Leids. Der Dreißigjährige Krieg (1618–1648) und wiederkehrende Pestepidemien hatten in Deutschland ganze Landstriche verwüstet und entvölkert. Der Süden litt unter den Folgen der Türkenkriege (1683 zweite Belagerung Wiens). Marodierende Söldnertruppen zogen durch die Lande und mordeten, brandschatzten und plünderten. Im Krieg hatten sich die Staaten der protestantischen Union und der katholischen Liga gegenübergestellt. Glaubenskämpfe verunsicherten die Menschen: Protestanten und Calvinisten bekämpften einander und beide gemeinsam den Katholizismus, der im Zuge der Gegenreformation wieder an Boden gewonnen hatte. Nicht nur Kriegsleid und das Erlebnis massenhaften Sterbens drückte die Menschen, sondern auch große soziale Ungerechtigkeit. Der kostspielige Repräsentationsstil deutscher absolutistischer Fürsten war dem Gepränge des französischen Königshofes unter Ludwigs XIV. abgeschaut. Die triumphalen, mächtigen Schlossbauten dieser Epoche und die glänzende Hofhaltung finanzierten die Landesherrn zum großen Teil, indem sie der Bevölkerung horrenden Steuern abpressten und die Gesinde- und Leibeigenschaftsordnung verschärften. Die neuzeitliche Umgestaltung der Welt durch wissenschaftliche und geographische Entdeckungen, durch die Herausbildung neuer ökonomischer Strukturen vermittelte den Menschen das Gefühl, aus den gewohnten religiösen und ständischen Bindungen herauszufallen und zum Spielball religiöser und politischer Mächte und des Schicksals zu werden. Doch gerade das Bewusstsein der Vergänglichkeit alles Irdischen und der Sinnlosigkeit allen Bemühens, das Wissen um die Wechselhaftigkeit des menschlichen Glücks und die Allgegenwart des Todes hielt auch das Bedürfnis wach, dankbar für jeden in Zufriedenheit verbrachten Tag zu sein, das Leben im Diesseits nach Kräften zu genießen und sich den ganz alltäglichen Sinnesfreuden hinzugeben. Aus diesen Gegensätzlichkeiten und Spannungen speisen sich die Motive und Topoi (feste Bilder und Symbole) der barocken Kunst, sowohl in bildnerischen Dar-*

stellungen als auch in der Literatur und insbesondere in der Lyrik. Ähnlich wie in den mittelalterlichen Totentanzdarstellungen ist der Tod, unabhängig von persönlichem Stand und Reichtum, allgegenwärtig und beobachtet das eitle Treiben.“ Quelle: <https://www.lernhelfer.de/schuelerlexikon/deutsch-abitur/ar-tikel/das-va-nitas-motiv-im-barock>

„Seit dem späten Mittelalter und gerade in jenem höchst unsicheren Jahrhundert des Dreißigjährigen Krieges war das *Memento mori* (Gedenke des Todes) geradezu ein Teil des Selbstverständnisses des Menschen. Alles, was dem Menschen widerfahre, sei das Werk Gottes, so lehrte es der Glaube. Trost und Heil erwarte den Menschen nach einem mühseligen Leben erst im Jenseits. Also galt es, wohl vorbereitet die Stunde des Todes zu erwarten, vor allem indem man ein demütiges, tugendhaftes und gottgefälliges Leben führte, stets eingedenk der Nichtigkeit menschlichen Strebens.“ Quelle: <https://www.lernhelfer.de/schuelerlexikon/deutsch-abitur/artikel/das-vanitasmotiv-im-barock>

„Der Ausdruck *Memento mori* (lat. „Sei dir der Sterblichkeit bewusst“) entstammt dem mittelalterlichen Mönchslatein. Er ist ein Symbol der Vanitas, der Vergänglichkeit, und war wesentlicher Bestandteil der cluniazensischen Liturgie. Thema ist der ewige Gegensatz von Diesseits und Jenseits, Gott und Welt. Die Welt ist schlecht und voller Übel, sie ist vergänglich und durch den Tod bestimmt. Das gilt auch für alle Arten von weltlicher Ordnung mit arm und reich, edel oder niedrig. Der Mensch hat jedoch einen freien Willen, die selbwa, der ihm von Gott gegeben wurde. Damit muss er sich im irdischen Leben bewähren mit Nächstenliebe, Gerechtigkeit und Verschenken des Reichtumes. Das bedeutet aber keine Erziehung zum christlichen Gemeinschaftsleben wie das in *Memento-mori*-Predigten der cluniazensischen Spätzeit üblich wurde, sondern eine Form der Weltentsagung und Vorbereitung auf das Jüngste Gericht. Von Heilsgewissheit ist keine Rede mehr, was bleibt ist nur die bange Furcht vor dem Schicksal nach dem Tod und der Endgültigkeit und Strenge des göttlichen Urteils, dem man sich zu unterwerfen hat. Nach der Wiederbelebung während der spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Pestzüge degenerierte der *Memento-mori*-Gedanke nach und nach dann endgültig zum rein äußerlichen Motiv des Ablasshandels, wie ihn zu Beginn des 16. Jahrhunderts besonders spektakulär der Dominikaner Johann Tetzel mit dem Slogan „Sobald der Gülden im Becken klingt / im huy die Seel im Himmel springt“ betrieben hat und derart mit ein Auslöser der Reformation Martin Luthers wurde. Kurzzeitig flackerte der Vanitas- und *Memento-mori*-Gedanke nochmals im frühen Barock während der Schrecken des Dreißigjährigen Krieges auf.“ Quelle: <https://de.wikipedia.org/wiki/Memento-mori>.

Erst nach genauerem Hinsehen taucht aus dem Kampfgetümmel der sich mit Schwertern, Säbeln und Dolche attackierenden Reiter und ihren anstürmenden Pferden das Gesicht eines Menschen auf, der sich – bereits am Boden liegend – nochmals aufrichtet und mit schreckensgeweiteten Augen das Geschehen um ihn herum – wohl ein letztes Mal – wahrnimmt. In seinem Gesicht spiegelt sich das unfassbaren Grauen des Krieges, das brutalen Schlachten, das *Homo homini lupus* – *der Mensch ist dem Menschen ein Wolf*.

Und so charakterisiert dieses beeindruckende Gesicht als Portrait eine ganze Epoche im komplexen Zusammenspiel von *Vanitas* und *Memento mori*, von Vergänglichkeit und Sterblichkeit, aber eben auch von *Homo homini lupus* – *der Mensch ist dem Menschen ein Wolf*. Gleichzeitig wirkt die Exotik dieser „Mohren“-Figur aber auch als

Symbol des Fremden, des Unbekannten, des Anders Gläubigen, des *Anders Seienden*, von dem eine „*un glaubliche*“ Gefahr ausgeht.

Was mich aber am meisten überrascht: dieser Mensch war der einzige (eine zweite am Boden liegende Gestalt ist nicht eindeutig zuweisbar) auf dem gesamten Tafelbild ist, dessen Hautfarbe eindeutig dunkler ist – so stellte man zum damaligen Zeitpunkt gerne Figuren als *Türken*, *Mauren* oder *Mohren* dar: er trägt – ein weiteres Erkennungsmerkmal als „*Exot*“ – eine Turban ähnliche Kopfbedeckung sowie einen Kaftan.

*„Mohr ist eine veraltete deutschsprachige Bezeichnung für Menschen mit dunkler Hautfarbe. Heutzutage wird darüber gestritten, ob Mohr als rassistische, diskriminierende Bezeichnung gedeutet werden muss. Der Begriff wird vielerorts aus Firmennamen, Produktbezeichnungen, Straßennamen etc. entfernt. Historisch (alt- und mittelhochdeutsch) bezeichnete der Begriff zunächst Bewohner des antiken und mittelalterlichen Nordafrikas (Mauren); bereits im Mittelalter aber auch schon verallgemeinert Menschen mit dunkler Hautfarbe, ab dem 16. Jahrhundert zunehmend in dieser erweiterten Bedeutung. Das Wort wird seit dem Ende des 20. Jahrhunderts nur noch selten gebraucht, und wenn, dann im historischen oder literarischen Zusammenhang oder als Teil von Bezeichnungen, zum Beispiel als Wappenfigur in der Heraldik. Die Bezeichnung und das Bild des „Mohren“ fanden außerdem Eingang in zahlreiche Folgebezeichnungen, zum Beispiel im Bereich der Fauna und Flora. Bildliche Darstellungen des Mohren dienten als Unternehmenslogo und in der Werbung für bestimmte Produkte, aber auch im Rahmen unterschiedlicher Bräuche. Seit etwa 1960 wird auf die Zwiespältigkeit des Wortes zwischen historischer Entwicklung und Verwendung als stereotype Bezeichnung hingewiesen, die eine bestimmte Vorstellung von einem Schwarzen wecke, was zu Diskussionen um dessen diskriminierenden Charakter führte.“* Quelle: <https://de.wikipedia.org/wiki/Mohr>

Meine Überraschung wich der Neugierde und so vertiefte ich mich in ein Thema, das ich in dieser Form zum ersten Mal im Zusammenhang mit meinen Forschungsarbeiten zur Barockepoche und speziell auch über Markgraf Ludwig von Baden, den *Türkenlouis* kennenlernte. Wobei sich natürlich auch die weltweite *PoC*-Diskussion (*Person of Color*) als aktuellen Zugang anbot. Ich kann die Thematik hier deshalb nur kurz streifen.

*„Im späten 18. und während des gesamten 19. Jahrhunderts waren die Mohrenfiguren wieder äusserst gefragt; sie wurden als dekorative Elemente in den Residenzen zahlreicher Persönlichkeiten und Kunstsammler aufgestellt und sollten wohl den kultivierten Geschmack des Besitzers bezeugen und sein Status als "Globetrotter". Das Mohrenmotiv an sich war vor allem in Venedig sehr beliebt und zeigte so die kulturelle Verbindung zwischen der Lagunenstadt und dem exotischen schwarzen Kontinent; viele Afrikaner waren nach Venedig emigriert und dort als Pagen, Reitknechte oder Spassmacher tätig. Kammertürken, Hofmohren, Inselindianer, aber auch Riesen und Zwerge gehörten zur Entourage der barocken Fürstehäuser Europas, zu den "müßigen um die Person des Regenten laufenden Leuten... die zum bloßen Überfluß gehörten". Berufsexot wäre die genauere Bezeichnung. Ihre Biografien aber sind je nach Klassifikation verschieden; damals ein Phänomen ganz nach dem Geschmack der Zeit - heute sehr schwer zu verdauen. Erkennungszeichen: Des Kammertürken: auffallend türkische Kleidung, Lippenbart. Des Hofmohren: dunkle Hautfarbe, buntes Kostüm. Des Inselindianers: lebte auf einer Insel, trug indianische Tracht. Aktive Zeit:*

Barock. Die Kammertürken waren meist sogenannte "Beutetürken", osmanische Soldaten und ihr Anhang, die bei den Schlachten um Wien, Belgrad und Budapest im ausgehenden 17. Jahrhundert von den europäischen Kriegsherren gefangen genommen und verschleppt wurden. Mittlerweile weiß man von mehr als sechshundert Türken, die damals allein in Deutschland ankamen "thail lustig, traurig und krank". Davon waren die Hälfte Kinder, ein Viertel waren Frauen und ein Viertel meist hübsche, starke Männer. Sie alle wurden nach Ankunft als einmalige Trophäe im eigenen Haus untergebracht oder als "superbes" Souvenir verschenkt. Wenn man bedenkt, dass zur gleichen Zeit auf der Leipziger Messe Türkenköpfe körbeweise angeboten wurden, kann man verstehen, dass die Gefangenen sich ihrem Schicksal fügten und nicht versuchten zu fliehen. Waren sie erst einmal in Deutschland angekommen, ging es ihnen - den Umständen entsprechend - sogar ganz gut. Es ist nur ein Fall bekannt, bei dem ein Türke nach Ankunft versuchte, sich umzubringen. Die verschleppten Frauen ereilte nicht selten ein Schicksal als Mätresse. Alexandre Dumas, der Vater des Romanciers, berichtete von einem Besuch des Rastatter Schlosses, in dem die Beute des Türkenlouis zu bewundern war: "Ein dritter Raum enthält eine nicht minder merkwürdige Trophäe: Es sind vier Bildnisse in natürlicher Größe von den vier Frauen des Paschas, die der Sieger gefangen nach Rastatt verbracht hat. Man versichert, die Markgräfin habe diesen Teil der Beute am allerwenigsten zu schätzen gewusst." Manche Mätresse wurde später weiterverheiratet wie Fatima, die Mutter eines der Söhne August des Starken, oder Gräfin Maria Anna Augusta Fatma Cölestina zu Castell-Remlingen, die im hohen Alter sogar in ein Kloster eintrat. Andere, vielleicht weniger anmutige, Frauen arbeiteten zunächst in den Waschküchen der Fürsten oder in deren Backstuben und heirateten später deutsche Männer mit handwerklich-mittelständischen Berufen wie Müller, Böttcher oder Schuhmacher und gründeten ganz normal Familien. Auch gegenüber den "Heidenkerlen", den Osmanen, die man nach Deutschland brachte, zeigt sich in den Chroniken eine bemerkenswerte Toleranz. Sie wurden zunächst eingestellt als Lakaien, als Diener bei Hofe - und je hübscher und stattlicher sie waren, desto öffentlicher war ihr Amt. Es stand ein eigenes Budget zur Verfügung, um sie türkisch auszustaffieren, mit Pluderhosen, Kaftan und Schnurrbart. Für die Kammertürken gehörten das Sieden von Kaffee, das Bedienen bei Tisch, Botengänge und Reinigungsarbeiten zu den Hauptarbeitsfeldern. Sie konnten auch aufsteigen und zu einer Vertrauensperson des Fürsten werden: Dazu gehörte "die Begleitung des Fürsten auf Reisen, die Sicherheit der persönlichen Gemächer garantieren, die Gelder für kleine Wareneinkäufe verwalten und die Einkäufe zu tätigen, die kostbare Garderobe und Juwelen zu verwahren, Bittschriften abzuweisen oder weiterzuleiten, andere Lakaien zu beaufsichtigen, über die Beleuchtung zu wachen und die Luxusgüter Tee, Kaffee, Schokolade und Zucker zu verwalten". Wenn der Regent einen Ausflug machte, so liefen die Kammerdiener hinter ihm her, die Taschen voller Geld, und verteilten es an das Volk. Als Königin Sophie Charlotte zu Brandenburg starb, soll ihr letzter Gruß ihren beiden Berufsexoten gegolten haben: "Adieu, Aly! Adieu, Hassan!" Ob die beiden konvertiert waren und nun eigentlich Gottlieb, Johann oder so ähnlich hießen, ihres Exoten-Status wegen aber ihre türkischen Namen beibehielten, ist denkbar. Man durfte sich als Beutetürke Zeit lassen mit dem Konvertieren. Der Fall eines alten Kammertürken ist bekannt, der sich erst nach siebenunddreißig Jahren taufen ließ und, als er starb, jedem Trauergast fünf Kreuzer versprach, worauf neunhundertfünfundzwanzig Trauernde erschienen. Die Hofmohren waren entweder dunkelhäutige "Beute-

türken" oder von Sklavenhändlern verschleppte afrikanische Kinder, die wegen auffallender Schönheit, angenehmen Charakters oder vielleicht sogar aus einem Anflug von christlichem Mitgefühl vom europäischen Zwischenhändler abgefangen und weiterverkauft wurden. Immerhin blieb ihnen auf diese Weise ein Schicksal auf den Baumwollplantagen Amerikas erspart. Da die meisten der so in Europa endenden Kinder schreckliche Torturen mitgemacht hatten und es keinen Weg zurück mehr gab, muss sie der zwar verdrehte, aber doch menschliche Umgang, der sie hier erwartete, dankbar gestimmt haben. Wie man die Afrikaner an den Höfen Europas wahrnahm, zeigt ein Singballett von 1681, das am Hof von Durlach in Baden aufgeführt wurde und das niemand Geringerer als Herzog Anton Ulrich von Braunschweig-Wolfenbüttel selbst geschrieben hatte: "Hier aus Africa die Mohren, sind gebohren, wo sich schwellt des Nilus Fluth, ihr Gesicht ist von der Sonnen, zwar entbronnen, dennoch ist das Herze gut. (...) Bey Entrée der Mohren: Wie braun und schwartz wir sind an Farb und an Geblüth, so sind wir doch schneeweiß an Hertz und an Gemüth; es liegt nicht jederzeit an euserlichem Schein, die Muscheln schließen auch die weißen Perlen ein." Es war ein naives Bild, das der Herzog und viele Regenten hegten: das des gutmütigen Mohren mit dem reinen Herzen. Und man fand sich an jedem "vorzüglichen" Fürstenhof Europas darin bestätigt. Auf zahlreichen zeitgenössischen Gemälden sind sie abgebildet, die bunt gekleideten Lakaien mit ihrer kakaobraunen Haut. Angelo Soliman (1721 bis 1796) war vielleicht der berühmteste Hofmohr Wiens. Soliman war der "hochfürstliche Mohr" und "Cammerdiener" des Fürsten von Liechtenstein und begleitete diesen auf Audienzen und Feldzügen. Er soll sogar mit einer "Art von Aufsicht über die Erziehung seines Sohnes" betraut worden sein und erhielt für alle seine Dienste ein entsprechendes Gehalt, das ausreichte, um die Witwe eines gräflichen Sekretärs zu heiraten und mit ihr Kinder zu zeugen. Er sprach neben seiner unbekanntem Muttersprache auch Deutsch, Italienisch, Französisch, Englisch, Latein und Tschechisch und hatte ein so angenehmes Auftreten, dass der Sohn Kaiser Josephs II. mit ihm Arm in Arm spazieren ging. Soliman wurde 1781 sogar in die elitäre Wiener Freimaurer-Loge "Zur wahren Eintracht" aufgenommen, zu deren Mitgliedern unter anderem Mozart und Haydn gehörten. Zwei Jahre später war er in der Loge schon der Vertreter des Zeremonienmeisters. Dennoch: Als Soliman starb, wurde er auf Wunsch des Kaisers ausgestopft und ins Naturalienkabinett gepackt." Dieser Text ist ein gekürzter Auszug aus dem Buch von Michaela Wieser "Von Kaffeeriechern, Abtrittanbietern und Fischbeinreißern", illustriert von Irmela Schautz; erschienen im C. Bertelsmann Verlag." Quelle: <https://www.spiegel.de/wirtschaft/vergessene-berufe-kammertuerken-hofmohren-und-inselindianer-a-838191.html>

Die Tatsache, dass der Künstler gerade diese besondere Figur in dieser speziellen Haltung und zudem noch sehr genau in das räumliche und thematische Zentrum seines Bildes stellt, ist sicherlich kein Zufall. Legt man die „Übermalung“ in den fraglichen Zeitraum von 1727, so trennen uns von der Zweiten Wiener Osmanen-Belagerung im Jahr 1683 lediglich 44 – also genügend Raum für eine noch funktionierende *oral history*.

Somit könnte man die „zeitlose“ Botschaft des Tafelbildes – neben Eidgenossen, Armagnaken, Schweden und Franzosen – sehr wohl auch noch auf die Osmanen (Wien 1683, muslimisch und damit „Ungläubige“) ausdehnen. Wobei alle fünf in den Augen des St.-Trudpert-Kloster-Künstlers und sicherlich natürlich auch der Schönenbuch-

ener Wallfahrer – nur durch den einzig rechten Glauben und dem dadurch sicheren göttlichen Beistand besiegt werden.

Selbst in unseren neueren Quellentexten nimmt man das *Fremdeln und Anderst sein* sehr wohl: „*Das Bild zeigt uns die bartlosen fremden Reiter, das bärtige Volk der heimatlichen Berge*“ Seith, Karl (1954): „*Das Bild in der Kapelle zu Schönenbuchen bei Schönau*“, in: *Das Markgräflerland: Beiträge zu seiner Geschichte und Kultur*, 16. 1954, Heft 1. 1954, Seite: 16 ff.

### *Türkensteuer in den Fürstbistümern Basel und Konstanz*

Dass die Thematik „*Kampf gegen die Türken*“ auch im Wiesental präsent war, belegt der Hinweis von Eberlin: „*Auch eine Türkensteuer kommt von 1656 ab mehrere Jahre in der Rechnung vor, sie wurde zur Anwerbung gegen die Türken oder zur Auswechslung von Gefangenen verwendet.*“ Quelle: Eberlin, August (1878): „*Geschichte der Stadt Schopfheim und ihrer Umgebung im Zusammenhang mit der Zeitgeschichte*“. Reprint. Verlag Georg Uehlin, Seite 113.

„*Der Kaiser fordere in diesem Kriege zu der schon bestehenden Türkensteuer mit 107 fl. Im Jahr die Hilarisatzung mit jährlich 48 fl. Es kamen von 1620 an die von den Landständen bewilligte Kontribution, die bis 1627 für Schönau schon auf 3787 fl. Ange wachsen war. Dazu traten Naturallieferungen von 1625 an nach Freiburg, Rheinfelden und Breisach, die wohl immer in Geld abgegolten wurden. Mitten in den Jahren der Flucht in die Wälder und Felsen wurde die neunte Arbe der geernteten Frucht angefordert. Für 1638 verpflichtete sich Schönau und Todtnau, zusammen 180 Mut zu je 4 Rheinfelder Maß von 3 Fruchtarten nach Rheinfelden zu liefern.*“ Quelle: Eduard Böhler (1960): „*Die Geschichte von Schönau im Schwarzwald*“. Rombach, Freiburg im Breisgau 1960, S. 252.

*Die Reichstürkenhilfe war eine Steuer, die der Kaiser des Heiligen Römischen Reichs während der Türkenkriege von den Reichsständen zur Abwehr der „Türkengefahr“ einforderte. Die Quinquenal-Türkensteuer (alle fünf Jahre einzutreibende Steuer) wurde von der gesamten Geistlichkeit in allen österreichischen Ländern erhoben, um damit die Instandstellung und den Unterhalt der ungarischen Festungen an der türkischen Grenze zu unterstützen. Diese Steuer wurde deshalb auch im österreichischen, zum Fürstbistum Basel gehörigen Fricktal eingetrieben. Die erstmalige Eintreibung dieser Steuern 1726 hat der Papst bewilligt und diese danach immer wieder für 5 Jahre erneuert, bis er 1753 gleich eine Bewilligung für 15 Jahre erteilte. Kollektor war der Bischof von Konstanz; Subkollektor für die Kapitel Sis- und Frickgau war der jeweilige Dekan. Als die österreichische Regierung in Freiburg im Breisgau 1768 eine erneute Verlängerung auf 5 Jahre anzeigte, stellte sich heraus, dass der Kaiser diese Verfügung allein getroffen hatte, ohne die Bewilligung des Papstes eingeholt zu haben. Darauf wurde die Zahlung durch den Bischof verweigert. Auf die gerichtliche Androhung der österreichischen Regierung erwiderte der Bischof von Basel, er könne unter solchen Umständen (Fehlen der päpstlichen Bewilligung) nichts tun, er werde nicht autoritativ eingreifen.*“ Quelle: <https://de.wikipedia.org/wiki/Reichst%C3%BCrkenhilf>

Stellen wir die Jahreszahlen zusammen: 1726, 1753 und 1768 zusammen, so liegen wir in dem zeitlichen Bereich des Tafelbildes. Insofern kann es für den damaligen Betrachter sehr wohl direkte Bezüge herstellen und mit der besprochenen Figur zum Ausdruck bringen.

## Orale Überlieferungskontinuität seit Jahrhunderten?

---

„Die Geschichte der Sagensammlung und -forschung weist ein markantes Charakteristikum auf: Immer wieder versuchte man, in der mündlichen Tradition das Abbild historischer Realität zu sehen, die zudem noch möglichst weit zurückliegen sollte. In allen beteiligten Disziplinen, der Volkskunde, der Geschichtswissenschaft und der Archäologie, werden bis heute — natürlich nicht durchgängig — Positionen vertreten, die von jahrhundertelanger mündlicher Überlieferung ausgehen. Ein schlüssiger Beweis für die vermutete Kontinuität oraler Tradition über so lange Zeiträume konnte bisher nicht erbracht werden. Dennoch spukt die Kontinuitätsprämisse noch in den neuesten Publikationen bzw. wissenschaftlichen Untersuchungen herum. Entgegen diesen Vorstellungen haben einschlägige Untersuchungen verschiedener Wissenschaftsdisziplinen die Annahme erhärtet, daß für den Bereich der mündlichen Überlieferung nur mit einem relativ kurzen Zeithorizont gerechnet werden kann.

Auch die Geschichtswissenschaft stellte sich in den letzten Jahren nicht nur im Rahmen des verstärkt zur Geltung gekommenen Ansatzes der Oral History dem Problem. So hat die Praxis der Oral History deutlich gemacht, daß der beschränkte Zeithorizont des kommunikativen Gedächtnisses in aller Regel „nicht weiter zurück als 80 bis (allerhöchstens) 100 Jahre, also die biblischen 3 bis 4 Generationen und das lateinische saeculum“ reicht. Damit liegen sicherlich Ergebnisse vor, die bei der Interpretation von Volkssagen Berücksichtigung finden müssen, während für Flurnamen infolge ihrer schriftlichen Fixierung in Sal- oder Lagerbüchern oft eine verlängerte Überlieferungsdauer festzustellen ist, man daher aber auch häufig die Zeit ihrer Entstehung zumindest annähernd festmachen kann.

Für die angeblich orale Tradition, wie sie in den zahlreichen Sagensammlungen des 19. und 20. Jahrhunderts ihren schriftlichen Niederschlag gefunden hat, ist daher anzunehmen, daß sie in der Regel nicht vor das 18. Jahrhundert zurückreicht.

Sagen werden angereichert mit einem Vorstellungs-, Interpretations- und Gefühlskonglomerat, in dessen Hintergrund u. a. Faktoren und Potenzen wie Mythos, Tradition, Verherrlichung, Patriotismus und Nationalismus, Rückbesinnung auf das „Altdeutsche“, Deutsch- und Volkstum, Identitätssuche und -stiftung, aber z.B. auch Naturpoesie ausgemacht werden können. Dies kann bis zur totalen ideologischen Vereinnahmung führen.“ Quellen: Wolfgang Seidenspinner (1992): *Archäologie, Volksüberlieferung, Denkmalideologie - Anmerkungen zum Denkmalverständnis der Öffentlichkeit in Vergangenheit und Gegenwart*. Vortrag vor der Arbeitsgemeinschaft für geschichtliche Landeskunde am Oberrhein; Wolfgang Seidenspinner: *Mythen von historischen Sagen. Materialien und Notizen zum Problemfeld zwischen Sage, Archäologie und Geschichte*. In: *Jahrbuch für Volkskunde N.F. 11* (1988); Wolfgang Seidenspinner: *Sage, Archäologie, Historie. Überlegungen zur Verortung historischer Sagen*. In: *Das Bild der Welt in der Volkserzählung*, hrsg. von Leander Petzoldt, Siegfried de Rachewiltz, Ingo Schneider und Petra Streng. Frankfurt a.M., Berlin, Bern, New York, Paris 1993; Wolfgang Seidenspinner: *Sage und Geschichte. Zur Problematik Grimmscher Konzeptionen und was wir daraus lernen können*. In: *Fabula. Zeitschrift für Erzählforschung 33* (1992).

Deshalb ist es auch im *Fall Schönerbuchen* dringend geboten, die jeweiligen Zeitspannen zwischen den historischen Ereignissen und deren „sagenhaften“ Auswirkungen im Sinne Seidenspinners kritisch zu überprüfen.

Dabei ergibt sich folgendes Bild: zwischen 1444 bis zum Erscheinen der ersten Sagen, die auf Schönerbuchen Bezug nehmen, liegen 372 Jahre. Sollten 1444 tatsächlich die Armagnaken in Schönerbuchen gewesen sein, hätte der Schönauer Abt Caspar Moli-

toris von St. Blasien dies 1570 entsprechend der *oral history* sehr wohl noch wahrnehmen können und genauso den Basler Raubzug von 1446 (94 Jahre). Zwischen dem angeblichen Vorfall und der Übermalung von 1727 liegen jedoch immerhin schon wieder 283 Jahre.

Zwischen den beiden möglichen Vorfällen 1634 bzw. 1678 zählen wir bis zur Übermalung im Jahre 1727 insgesamt 93 bzw. 49 Jahre – liegen also noch gut im Bereich der mündlichen Überlieferung. Und von der Übermalung bis zum Erscheinen der ersten Sagen um 1816 liegen 89 Jahre. Eine durchgehend gesicherte Kontinuität der Überlieferung finden wir – was Seidenspinners Thesen bestätigen – primär bei den Flurnamen im Zusammenhang mit den Letzinen (*Letzi, Letzegraben, Letze, Letzberg*).

### Weltliches Schlachtengemälde oder katholisches Votivbild?

Meine ersten Begegnungen mit Votivbildern liegen schon sehr weit zurück. Schon als kleiner Junge wurde ich mit zu Wallfahrten ins eidgenössische *Mariastein* und der dortigen *Gnadenkapelle des Klosters Mariastein* oder zur *Benediktinerabtei Kloster Einsiedeln*, dem bedeutendste Wallfahrtsort der Schweiz, mitgenommen. Für mich waren die kleinen Bildtafeln, die dicht an dicht an den Wänden hingen, immer spannende und wundersam-faszinierende Bildergeschichten – da ich den Text noch nicht entziffern konnte.

Ich stelle deshalb zunächst mit „Votiv“ und „Wunder“ bewusst zwei Begriffsklärungen voraus: *„In der katholischen Kirche waren besonders im Barock Votivbilder (Votivtafeln) verbreitet, die die wundersame Errettung aus einer Notsituation darstellten. Votivgaben oder Votive (von mittellateinisch *vovere*, ‚geloben‘) sind Gegenstände, die aufgrund eines Gelübdes bzw. Verlöbnisses als symbolische Opfer einer überirdischen Macht öffentlich dargebracht werden. Dies geschieht insbesondere für die erfolgte oder gewünschte Rettung aus einer Notlage und häufig an einer kultischen Stätte. Das zu einer Votivgabe führende Gelübde bezeichnet man als Votation, die das Gelübde ablegende Person als Votanten. Als Votivschatz bezeichnet man sowohl die Gesamtheit der an einem kultischen Ort gesammelten Votivgaben als auch einen archäologischen Fund, der hauptsächlich aus Votivgaben besteht. Im Christentum gibt es Votivbrauchtum seit den Anfängen. Zur reichsten Entfaltung kam es in der Barockzeit, als auch die Wundergläubigkeit ihren Höhepunkt erreichte. Gemälde werden als Votivbilder bezeichnet.“* Quelle: <https://de.wikipedia.org/wiki/Votivgabe>

*„Als Wunder gilt umgangssprachlich ein Ereignis, dessen Zustandekommen man sich nicht erklären kann, sodass es Verwunderung und Erstaunen auslöst. Es bezeichnet demnach allgemein etwas Erstaunliches und Außergewöhnliches. Im engeren Sinn versteht man darunter ein Ereignis in Raum und Zeit, das menschlicher Vernunft und Erfahrung sowie den Gesetzmäßigkeiten von Natur und Geschichte scheinbar oder wirklich widerspricht. Die heutige Vorstellung von einem Wunder als „übernatürlich“ entstand erst in der Neuzeit; sie setzt Wissen um die Existenz von Naturgesetzen voraus. Für die Menschen in Antike und Mittelalter hingegen, für die bereits Phänomene wie Blitz und Donner unerklärlich waren und die einer scheinbar ungeordneten, regellosen Umwelt gegenüberstanden, war die Grenze zwischen „Möglichem“ und „Unmöglichem“ weitaus durchlässiger.“* Quelle: <https://de.wikipedia.org/wiki/Wunder>

Betritt man unvorbereitet die Kapelle in Schönenbuchen, zieht das Tafelbild – auch ob der ungewöhnlichen Maße – den völlig überraschten Besucher sofort in seinen Bann.

Man ist erstaunt und manchmal auch etwas irritiert, ein solches „*Schlachtenbild*“ in einer solch kleinen Kapelle vorzufinden. Wie lassen sich Krieg, Tötung und Gemetzel gemeinhin mit einem so klerikalen Platz, dazu noch einem bekannten Wallfahrtsort, vereinbaren? Da ich schon mehrere Exkursionen und Führungen in der Kapelle geleitet habe, kenne ich diese Eindrücke und Fragestellungen von vielen Besuchern.

Erst mit den aktuellen Forschungsarbeiten ist mir noch bewusster geworden, dass es sich hier eben nicht – wie man dies als Laie meint – um ein „*weltliches Schlachten-gemälde*“ handelt und auch nicht um die Abbildung realer Geschehnisse. Sondern um ein überdimensioniertes *Votivbild*, dessen ungewöhnliche Größe auch den Leidensdruck, aber auch tiefgläubig die „*wundersame Errettung aus einer Notsituation*“, widerspiegelt. Jedoch auch „*ein Ereignis in Raum und Zeit, das menschlicher Vernunft und Erfahrung sowie den Gesetzmäßigkeiten von Natur und Geschichte scheinbar oder wirklich widerspricht*“.

*„An diesem Ort geschahen oft und häufig Wunder. Die daselbst von den geheilten Kranken aufgestellten äußeren Zeichen beweisen es... wenn doch besagter Wunderort der St. Blasianischen Familie angeschlossen und einverleibt werden könnte!“* Quelle: Schneider, Ernst (1957): „Über die Aufhebung der im Wiesenkreis befindlichen sog. Nebenkirchen und Kapellen während der Aufklärung“, in: Das Markgräflerland: Beiträge zu seiner Geschichte und Kultur, 19. 1957, Heft 1.1957, Seite 312.

*„1808 wurde erwogen, ob man die Kapelle abreißen sollte oder nicht. Das Obervogteiamt Schönau stellte in seinem Bericht vom 26. April 1808 fest, daß der hl. Petrus „beim Pöbel in großem Kredite“ stehe und der Zustrom der Gläubigen an den Petersfelsen eine wichtige Einnahmequelle für die Einwohner von Schönenbuchen darstelle. Am 30. September 1810 wurde amtlicherseits erklärt, dieser Umstand und „das Zutrauen auf die Wunderkräfte des hl. Petrus sind die Ursachen, welche den Verlust jener Kapelle der gemeinen Volksklasse sehr empfindlich machen würde... Das Dekanat Minseln schlug am 26. September 1810 den Abbruch der Kapelle vor, denn „nur auf solche Weise verliert sich nach und nach der Glaube, an das elendste Legendenmärchen, daß den armen Wallern das Geld aus dem Beutel windet, ohne ihnen Hilfe für Seel und Leib zu gewähren“.“* Quelle: Schneider, Ernst (1957): „Über die Aufhebung der im Wiesenkreis befindlichen sog. Nebenkirchen und Kapellen während der Aufklärung“, in: Das Markgräflerland: Beiträge zu seiner Geschichte und Kultur, 19. 1957, Heft 1.1957, Seite 313.

Bei allen auch von Böhler ausführlich beschriebenen schweren Konflikten um die Kapelle von Schönenbuchen, deren Friedhof und die Wallfahrten dorthin: nirgends wird mit auch nur einem Wort das Tafelbild erwähnt oder als Gegenstand der Konflikte beschrieben. Ganz offensichtlich wurde ihm ein Sonderstatut zugesprochen und des Bild und seine Existenz nie in Frage gestellt.

### [Historisch-militärisches Umfeld der Recht- und Wüstgläubigen.](#)

Schönau lag an einem sehr wichtigen Verkehrsknotenpunkt: zivil wie militärisch, handelsmäßig wie taktisch-strategisch elementar, Verbindungsbrücke zwischen Wiesental und Hochrhein, zwischen Breisgau und der Schwäbischen Alb, Zugangsweg nach St. Blasien und idealerweise an den beiden Haupttrouten (Hau-Pass/Böllen/Neuenweg und dem älteren Saumweg über die *Krinne* ins Münstertal bzw. nach Aitern und Utzenfeld) in West-Ost-Richtung gelegen. Und aus der Sicht der Schweden und Franzosen – militärisch *entblößt*, also völlig ungeschützt und wie auf einem verführerisch ver-

lockenden Präsentierteller noch vor der alten Defensivlinie gelegen, die sich vom Rothaus an der Murg über Gersbach, das Herzogenhorn und den Feldberg hinzog. Und somit Schönau für Schweden wie Franzosen zu einer leichten und zudem noch gefahrlosen Beute macht – zwischen 1634 und 1678 verbunden mit gleich mehrfach traumatischen Zerstörungen der Stadt.

Trotz der geographischen Nähe zur vorderösterreichischen Waldstadt Rheinfelden (für die man Schanzer und Fuhrwerke bereitstellen musste) und den dort zeitweilig lagernden Reichstruppen, war es zusätzlich vor allem aber auch konfessionelles Grenzland. Katholisch-vorderösterreichische Vorlande hier und evangelisch-badendurlachische Markgrafschaft auf der anderen Seite. Rechtgläubige hier und Wüstgläubige dort.

*„Breisach, der Schlüssel des Reichs, war in der Hand der kaiserlichen. Die Besatzung von Breisach holte aus dem „feindlichen“ Markgräflergebiet unter Ausübung von allerlei Kriegsgreueln Proviant. Aber auch die Besatzungen der Schlösser des Markgrafen brandschatzten die vorderösterreichischen Dörfer, die für sie Feindesland war. Bis nach Heubronn, das am 18. April 1633 geplündert wurde, drangen die kaiserlichen Truppen bei ihren Proviantierungszügen von Breisach vor, Während in der vorderen Markgrafschaft katholische und evangelische Dörfer sich gegenseitig schädigten, war zwischen dem katholischen Schönauer Tal und der benachbarten evangelischen Markgrafschaft in jenen Tagen ein lobenswerter Schutzverhältnis. Der damalige St. Blasianische Amann Martin Kohler in Schönau und der Vogt und Rat der Talvogtei erboten sich am 21. April 1633, gute Nachbarschaft mit den Markgräflischen zu halten.“*  
Quelle: Eduard Böhler (1960): „Die Geschichte von Schönau im Schwarzwald“. Rombach, Freiburg im Breisgau 1960, S. 248.

*„Der Gegensatz zwischen beiden Konfessionen scheint um 1550 nicht so trennend ins Volksleben eingegriffen zu haben wie nach einigen Jahrzehnten. Manche Familien, die sich vor der Reformation in den Orten des Markgrafen häuslich niedergelassen und dort Haus und Erwerb gefunden hatten, sind auch nach der Glaubensveränderung dort geblieben und haben sich als evangelischer Religion oder als markgräflicher Religion bezeichnet, zumal noch einige Zeit viel Katholisches im Gottesdienst und Segenswerk gebräuchlich war. Leute aus dem evangelischen Neuenweg kamen nach Schönau zur hl. Kommunion und der Vogt von Tegernau (evangelische Markgrafschaft) trug offen noch den Rosenkranz, bis es ihm verboten wurde.“*  
Quelle: Eduard Böhler (1960): „Die Geschichte von Schönau im Schwarzwald“. Rombach, Freiburg im Breisgau 1960, S. 319.

*„So galt auch das Markgräflerland in Zollsachen für die unsere Talvogtei, die vorderösterreichisch war, als Ausland. Streng wurde darauf geachtet, dass keine lebenswichtigen Güter wie Vieh, Getreide, usw. dorthin ausgeführt wurden. Auch der Verkauf derartiger Güter in das Fürstenbergische, das an die Vogtei Todtnau grenzte, war verboten. Eine Hauptzollstelle wurde im Jahre 1782 im Postwirtshaus in Schönau angeordnet. In Böllen, durch welchen der der Weg über den Hau ins Markgräflerland führte, wurde 1781 eine Nebenzollstelle errichtet.“*  
Quelle: Eduard Böhler (1960): „Die Geschichte von Schönau im Schwarzwald“. Rombach, Freiburg im Breisgau 1960, S. 193 ff.

Die Territorialgrenze blieb aber immer auch gleichzeitig Glaubensgrenze und somit in Zeiten des „Glaubenskriegs“ (der ja keiner war) dennoch oder gerade deshalb lebens-

gefährliches Grenzland, wie die Todesschüsse auf Gersbacher im Raum Zell belegen. Während man in Gersbach die Toten begrub, feierte man in Zell ein Freudenfest.

Wobei – auch wenn das die offiziellen Verantwortlichen gerne bagatellisierten: es war noch bis vor ca. 10 – 15 Jahren immer ein echtes konfessionelles „*Integrationsproblem*“, wenn man als markgräflicher *Wüstgläubiger* ins streng katholische Umland von Schönau oder Todtnau einheiratete – und lange Zeit darauf warten musste, zwar nur geduldet, aber dennoch am sonntäglichen Stammtisch sitzen „zu dürfen“. Ähnliche Geschichten sind mir auch aus dem Raum Gersbach – Todtmoos bekannt.

Schweden und Franzosen waren im 30-jährigen Krieg stets enge Verbündete: Im Vertrag von Compiègne einigen sich am 30. April 1635 der schwedische Kanzler Axel Oxenstierna und der französische Erste Minister Kardinal Richelieu auf ihr gemeinsames Vorgehen im Dreißigjährigen Krieg. Frankreich verpflichtet sich, den Krieg gegen Spanien zu eröffnen und keinen Separatfrieden mit einem Gegner Schwedens zu schließen. Auch erkennt Frankreich Schweden als gleichrangigen Partner an. Dafür gewinnt Richelieu das linke Rheinufer.

Damit kommt es zu der merkwürdigen Situation, dass ein katholischer Kardinal an der Seite der protestantischen Vormacht mit den evangelischen Reichsständen gegen die katholischen Habsburger in Wien und Madrid kämpft, die mit dem Papst verbündet sind. 1677 und erneut 1678 erfolgten französische Angriffe auf Schönau, das dabei fast völlig niedergebrannt wird. Offensichtlich stießen die Soldaten jedoch 1677 auf ihrem geplanten Weiterzug erstmals auf massive Gegenwehr an den besetzten Letzinen: „*Doch gingen sie wieder zurück, weil die Schwarzwälder sich zur Wehr setzten und viele ihrer Feinde in den Engpässen erschlugen*“ vermerkt Eberlin in seiner Schopfheimer Chronik.

*Strategische Punkte: Schlossboden, Eck, Hau und Krinne.*

---

Für den Zeitraum des Dreißigjährigen Kriegs ist erwähnenswert, dass 1633 das nahegelegene (evangelische) Heubronn von kaiserlichen (katholischen) Reichstruppen – von der Festung Breisach aus kommend – im Zuge einer Verproviantierung geplündert wurde. Inwiefern dieses Ereignis Auslöser für die schwedische Schutzmacht der Evangelischen dafür war, eine Anlage auf dem *Schlossboden* (Neuenweg) zu errichten oder die bestehende Basisanlage wieder zu aktivieren bzw. auszubauen, lässt sich nicht mehr belegen – ist aber naheliegend. Zumal auch 1634 das benachbarte katholisch-habsburgisch-vorderösterreichische Schönau überraschend von schwedischen Reitern angegriffen wurde und bereits zuvor 1632 im ebenfalls unmittelbar benachbarten (katholischen) Münstertal wiederum schwedische Truppen neben der großen Klosteranlage zudem 70 Häuser in Schutt und Asche legten. So wurde für die Schweden Neuenweg eine wichtige logistische Ausgangsbasis – auf evangelischem Boden.

„Über die Krinne, den scharfen Einschnitt zwischen Rübgartenkopf und Heidstein, ging jahrhundertlang eine nur als Sattelpfad benutzbare Verbindung. Sie führte von Schönau ins Münstertal und hinaus in die Breisgau-Ebene. Sie verband die Klöster St. Trudpert und St. Blasien sowie dessen umfangreichen Breisgauer Besitz. Auf diesem beschwerlichen Pfad mit reichem Verkehr befand sich auf der Krinne lediglich eine Tränke.“ Quelle: <https://www.gvvschoenau.de/pb/1752618.html>

*„Die Krinne war wichtig für die Zufuhr von Getreide und Wein aus dem Breisgau und auch zur Durchreise vom Breisgau nach St. Blasien, Waldshut und der Schweiz benützt wurde. Seine Weiterführung zog über die Wacht“.* Quelle: Eduard Böhler (1960): *„Die Geschichte von Schönau im Schwarzwald“*. Rombach, Freiburg im Breisgau 1960, S. 188.

Im Zusammenhang mit der Mühle in Utzenfeld schreibt Bühler: *„Diese Mühle wurde von Fremden viel besucht, um sich dort zu stärken. Die Mühle lag am vielbenützten Weg vom Breisgau über die Krinne nach Todtmoos oder St. Blasien, Bonndorf, Waldshut, Schaffhausen und der Schweiz...“* *„Von Schönau aus wurden die umliegenden Orte bis ins Kleine Wiesental und ins Alb tal hinüber mit Lebensmitteln versehen, die im Boden und Klima des Schwarzwaldes nicht erzeugt werden konnten. Nur Reit- und Karrenwege führten über die Bergpässe ins fruchtbare Rheintal. Aus dem gesegneten Breisgau holten die Schönauer Bürger die Brotfrucht und boten sie in Schönau zum Verkaufe, von wo die Vogteien Tegernau, Neuenweg, Todtmoos, Bernau, Menzenschwand und Ibach sich versorgten. Wenn eines Jahres der große Fruchtmarkt von Löffingen versagte, bildete Schönau sogar für die Grafschaft Hauenstein den Marktort.“* Quelle: Eduard Böhler (1960): *„Die Geschichte von Schönau im Schwarzwald“*. Rombach, Freiburg im Breisgau 1960, S. 207 - 212.

Als im Rahmen des Spanischen Erbfolgekrieges die *Vordere Linie* errichtet wurde, legte man besonderen Wert auf den Schutz der Pässe im gesamten Belchengebiet: auf den *Eck-* und *Hau-Pass*, der *Krinne*, dem *Wiedener Eck* und der Passlinie bei *Muggenbrunn*. Zur Sicherung des steilen *Krinnen-Passes* wurde dort ein Blockhaus errichtet .

*„Im Jahr 1730 ließ Abt Augustin von St. Trudpert dort oben ein Gasthaus, das mit der Wirtschaftsgerechtigkeit verbunden war, errichten. Hier sollten Mensch und Saumtiere ausruhen können, wenn sie auf der Passhöhe angekommen waren. Es entstand ein langgestreckter Bau aus Holz an der Grenze des Herrschaftsgebiets von St. Trudpert und der Vogtei Schönau. Die große Wirtsstube, die Platz bot für viele Gäste, lag an der Südseite, dem Wiesental zugewandt. Von den kleinen Fenstern aus bot sich ein prächtiger Blick. Die Wohnräume waren so groß, dass sie gut zwei Familien Unterschlupf boten. Stall und Scheune lagen auf der Seite des Münstertals. Sie beherbergten unter dem großen Schindeldach einige Kühe des Krinnenwirts und boten genügend Raum für Saumtiere, die hier ausruhen konnten. Vor dem Haus sprudelte aus einer großen Brunnenröhre Wasser für Mensch und Tier. Zur Wirtsstube hinauf führte eine hölzerne Stiege. Fast immer blies ein starker Windzug durch den Sattel. Im Winter lag viel Schnee und wollte fast nicht weichen“* So wurde das *Krinnen-Wirtshaus* beschrieben. Es änderte sich nie etwas daran. 1870 wurde es abgerissen, bis dahin war es bewohnt. Spuren zeigen noch heute, wo es stand. 1864 hatte es als Wirtschaft aufgehört, war dann an den *Muldenwirt* verkauft und von diesem als unliebsame Konkurrenz beseitigt worden. 1866 war ein *Rasthaus* auf dem *Belchen* erbaut worden. Der *Saumpfad* hatte jedoch inzwischen seine ursprüngliche Bedeutung verloren. Die *Bergstraße* über das *Wiedener Eck* verband das *Münstertal* jetzt mit dem *Wiesental* und konnte durch die flache *Trassenführung* nun auch mit *Pferdewagen* überquert werden. In der Zeit, als die vielen *Sattelpferde* über die *Passhöhe* gingen, herrschte dort ein reges Leben. Besonders hoch her ging es hier, wenn an *Peter und Paul* die vielen *Wallfahrer* nach *Schönenbuchen* in der *Krinne* einkehrten, bevor sie ins *Tal* hinabstie-

gen. *Mancher blieb dort schon auf dem Hinweg, spätestens auf dem Rückweg hängen.*“ Quelle: <https://www.gvvschoenau.de/pb/1752618.html>

Die militärische Karte von 1701 zeigt die Wegführung über die *Krinne* und macht deren strategische Bedeutung klar – insbesondere für jene Zeit, in der weder Franzosen noch den Schweden die weitaus besser begehbare Angriffs- wie Rückzugsroute über Neuenweg nach Schönau zur Verfügung stand. Welche besonders für die Franzosen auch deshalb zeitlich wie logistisch wesentlich günstiger, da ihnen – wie in Hüningen – auch in Neuenburg ein rechtsrheinischer Brückenkopf den direkter Übergang des Rheins zur Verfügung stand. Und im Besitz von Alt-Breisach und mit dem späteren Vaubanschen Bau von Neu-Breisach auch dort ein rechtsrheinischer Brückenkopf ungehinderten Zugang in die Freiburger Bucht, den Breisgau, die Markgrafschaft und über die Seitentäler auch in den Südschwarzwald garantierte.

Speziell Neuenweg entwickelte sich so als evangelisch-territorial-geographischer „*Blinddarm*“ zu einem militärisch-strategisch wichtigem Dreh- und Angelpunkt. Neben der hier verorteten Schanzanlage auf dem *Schlossboden* und auch der ursprünglich kleineren Schanze auf dem *Holderkopf* (bevor sie als große *Holder-Schanze* wichtiger Bestandteil der *Markgräflichen Vorderen Linie* wurde) war es die auch nach 1632 von schwedischen Truppen bevorzugten Ausgangsbasis – von denen sie aus schnell das nahegelegene katholische Reichsgebiet (Schönau, Münstertal, Breisgau) angreifen konnten. Dazu war aus schwedischer (später auch aus französischer) Sicht die Sicherung der beiden Bergsättel und Passhöhen *Hau* und *Eck* strategisch sehr wichtig, um nach beiden Richtungen geschützt zu sein. Vor allem um damit nicht von den kaiserlichen Reichstruppen – möglicherweise zeitgleich vom Münstertal und dem Großen Wiesental her kommend – in die Zange genommen zu werden. Die Stationierung von starken Kräften der Reichstruppen im Raum Schönau (1688) spricht auch für diese unmittelbare Bedrohungssituation durch die nahegelegenen schwedisch-paneuropäischen Truppen.

Nimmt man die Basis-Biwak-Kapazität im Sinne eines Feldlagers von der *Holder-schanze* mit ca. 200 Mann und dem *Schlossboden* mit ca. 300 Mann an, ergibt sich eine Gesamtzahl von ca. 500 Soldaten. Eine schwedische Kompanie zu Gustav Adolfs Zeiten bestand aus 72 Musketieren und 54 Pikenträgern (schwere Infanterie, Spießträger). Vier Kompanien bildeten ein Bataillon, zwei Bataillone ein Regiment und zwei Regimenter eine Brigade, die im schwedischen Heer die wichtigste taktische Einheit auf dem Schlachtfeld wurde (Quelle: Wikipedia). Zwei westlich vom Plateau gelegene breite Geländeterrassen hätten im Ernstfall nochmals Platz für weitere 100 - 120 Soldaten geboten, so dass das gesamte Kontingent auf maximal ca. 720 Musketiere und Spießträger angewachsen wäre. Was eine solche Truppe anrichten kann, zeigte sich 1632 im Kloster St. Trudpert: dort legten am selben Tag rund 1.000 schwedische Soldaten nicht nur das sehr große Kloster, sondern gleich auch noch 70 Häuser in Schutt und Asche! Legt man diese historischen Zahlen zugrunde, könnten in Neuenweg zeitweise vier schwedische Kompanien, also ein ganzes Bataillon stationiert gewesen sein. Dies unterstreicht auch die strategische Bedeutung, die das Dorf im Dreißigjährigen Krieg innehatte.

„*Wobei der Begriff Schweden oder Schwedische Armee oder Schwedisches Heer - sie nannten sich selbst Schwedisch-Finnische Armee - nur ein irreführendes Etikett und militärischer Tarnmantel dafür war, dass es sich hierbei um die größte paneuropäische Armee vor Napoleon handelte. Schwedischstämmige stellten in dieser Armee einen*

*nur geringen Anteil der Obristen. Das Hauptkontingent des Heeres wurde von Feldmarschällen der Konföderierten und deren Bastanten-Soldaten (90%) gestellt - im Gegensatz zur der von Gustav Adolf selbst geführten Royal-Armee. Die sog. Bastanten setzten sich überwiegend aus Deutschen, Finnen, Livländern, Böhmen, Schotten, Iren, Niederländern und Wallonen zusammen. Der Mannschaftsbestand betrug 1632 im November 149.200 Mann.“* (Quelle: <http://www.30jaehrigerkrieg.de/welser-n-von/>).

Des Weiteren griffen 1678 unter General Montelar von Badenweiler aus französische Truppen über den *Hau* Schönau an und zerstörten Schönau so zum wiederholten Mal. Kaum vorstell- oder nachvollziehbar, was dies für die betroffenen Bewohner bedeutete. Aus der Sicht des habsburgisch-vorderösterreichischen Territoriums war somit eine sofortige militärische Sicherung aller in Frage kommender Passhöhen, welche den Franzosen als Übergänge nach Schönau dienten, zwingend erforderlich. Diese erfolgte jedoch erst ab 1693 unter dem Oberbefehl von Markgraf Ludwig Wilhelm von Baden, auch *Türkenlouis* genannt, der hier nun auch die über die Bergrücken des Kleinen Wiesentals laufende *Vordere Linie* errichten ließ, die als vorgeschobene Defensivlinie der bereits bestehenden *Hinteren Linie* und Teil der großen *Schwarwaldlinie* dienen sollte. Mit dem Bau dieser *Vorderen Linie* sollte somit langfristig das dahinter liegende Reichsgebiet und hier insbesondere Schönau vor weiteren französischen Übergriffen über den *Hau* geschützt werden. Dass mit dieser Entscheidung die vor der Linie liegende Markgrafschaft schutzlos dem Feind ausgeliefert war, wurde vom Hof in Wien billigend in Kauf genommen.

Wobei der militärisch bevorzugte Weg vom *Hau* talwärts ganz offensichtlich nicht dem damaligen wie auch dem heute primären Straßenverlauf nach Wembach folgte, sondern bereits wesentlich früher – den topografischen Gegebenheiten des natürlichen Geländerelevs folgend – in zunächst östlicher Richtung abzweigt. Es gibt zwei Einstiegsmöglichkeiten: als erste die Einmündung des *Wildböllenbaches* und über den Hügel weiter in Richtung des *Lehbächles*. Dabei bot sich die Einmündung des *Lehbächles* wiederum als zweite Aufstiegsmöglichkeit an, von der man dann über die Nordwestflanke des *Haselbergs* weiterzieht. Die Benutzung möglicher Wegführungen entlang der südöstlichen Flanke des *Haselbergs* wären nicht so geeignet gewesen, da man die dort in Richtung Schönau ziehenden Reiter früh vom Talboden aus gesichtet hätte – auch von den *Wembacher Letzinen* aus. Schließlich südlich vorbei an *Entenschwand* – und dann lag den Angreifern das ungeschützte Schönau im wahrsten Sinne des Wortes zu Füßen. Ein absolut idealer Angriffs- und Rückzugsweg – der die großen *Letzinen* im Tal südlich von Wembach umging und Schönau nördlich vom *Gurgel* kommend überraschend – und dann noch in breiter Formation – angreifen konnte.

Am Einstieg über die Einmündung vom *Wildböllenbach* zeigt das LiDAR-Bild sehr auffällige Boden-anomalien anthropogenen Ursprungs. Möglicherweise wurde hier später im Zusammenhang mit dem befestigten Lager der Kaiserlichen (ab 1688, großes Reichslager ab 1691) ein massiver Sperrgraben angelegt, sehr wahrscheinlich mit einem Blockhaus als fester Kontroll- und Überwachungspunkt. Hier sollen weitere Untersuchungen vor Ort neue Erkenntnisse bringen.

Der Aufstieg über das *Lehbächle* ist in der alten Militärstraßen- und Schanzenkarte von 1701 eingezeichnet und so wohl schon auch von den Schweden benutzt worden, wenn sie ihr Feldlager bei Neuenweg verließen, um Schönau überraschend anzugreifen oder in der Umgebung Kontributionen einzutreiben. Interessant in diesem Fall die geographische Nähe zum sagenhaften *Schwedenstein*: „*Er wurde im Gurgelwald*

bei Schönau in voller Rüstung begraben. Noch heute kann man dort einen Stein sehen, der „Schwedenstein“ genannt wird; in diesem Stein ist ein Kreuz eingemeißelt.“ Der Gurgelwald liegt genau an dieser alten Wegführung.

Ich gehe deshalb davon aus, dass diese zwei bislang nicht beachteten Wegführungen unmittelbar mit den militärischen Ereignissen in Schönau und auch in Schönenbuchen in Zusammenhang stehen, was der direkte Abgleich mit alten Schönauer Karten aus den Jahren 1770 und 1846 (dankenswerterweise von Benno Dörflinger zur Verfügung gestellt) ebenfalls nahelegt. Auf späteren Karten fehlen sie. Ich habe den möglichen Verlauf analog der Karte von 1701 auch zusätzlich mit dem Geoportal BW-LiDAR abgeglichen. Dort ist zwar *Schönenbuchen/Entenschwand* ohne namentliche Bezeichnung, aber klar mit dem Symbol *Höf* gekennzeichnet – und so im Gesamtbild der namentlichen aufgeführten Orte der Umgebung eindeutig zuweisbar.

So lassen sich als reine Arbeitshypothese vor allem Rückschlüsse auf die ursprünglichen Angriffsrouten der Franzosen ziehen: mit großer Wahrscheinlichkeit erfolgte der erste Angriff auf den oberen (nördlichen) Teil von Schönau genau auf dieser neuen Route – mit eben schnellem Rückzug wieder über denselben Weg auf den *Hau*. Bevor die stationierten Bewacher der Letzinen von Schönenbuchen und Wembach (jeweils rund einen Kilometer Fußweg entfernt) reagieren konnten, hatten sich die Angreifer bereits wieder zurückgezogen. Zudem brauchten die französischen Kürassiere und Dragoner die Verteidiger nicht fürchten: lediglich die dem *Hauensteiner*-Kontingent angehörenden Männer waren im Gebrauch mit Waffen geübt, ein Großteil der anderen Bewacher kaum oder gar nicht. Sie wären von den kampferprobten Reitern entweder niedergedrückt oder aus Sattel heraus mit Reiterpistolen niedergeschossen bzw. mit den schweren Kürassiersäbeln einfach niedergehauen worden. Zudem ist der ungewohnte Anblick einer kompakt auf sich zu galoppierenden Kavallerieeinheit in Angriffshaltung mit gezogenem Säbel so furchteinflößend, dass man lieber gleich volle Deckung sucht.

Der zweite Angriff am 2. September 1678 führten die Franzosen erneut vom *Hau* aus – wobei ihr Angriffs- wie auch ihr Rückzugsweg durch ihre große Sternschanze auf der Passhöhe geschützt und gesichert wurde. Sollten sie auf dem Rückweg verfolgt werden, käme es spätestens hier zu einer Entscheidung. Talwärts folgten sie bis zur Abzweigung am *Lehbächle*, von dem sie dann dem Weg folgend – wiederum schnell und überraschend – den unteren Teil (südlichen) von Schönau niederbrannten. Da es in Schönau jetzt keine Beute mehr zu holen gab, versuchte wohl eine kleinere französische Reiterabteilung weiter in Richtung Norden (Utzenfeld, Todtnau) auf Raubzug zu ziehen. Sie stießen aber an der besetzten *Schönenbuchener Letze* auf unerwartet erbitterten Widerstand und wurden dadurch in ihrem Weiterzug aufgehalten.

Zwischenzeitlich waren die an den *Wembacher Letzinen* stationierten Verteidiger – welche von den Franzosen zunächst ja unbemerkt umgangen wurden – im Eilmarsch nach Schönenbuchen nachgerückt und konnten so (wie es übrigens auch auf dem Tafelbild dargestellt wird) – nun in Überzahl und mit dem Mut der Verzweiflung – von Süden her in den Rücken der Angreifer fallen. Es ist zu vermuten, dass es hier wirklich zu einem entscheidenden Kampf kam und die französische Reiterei möglicherweise ganz aufgerieben wurde.

1679 taucht ein weiterer massiver militärischer Bedrohungsfaktor für das gesamte Wiesental und das Markgräflerland auf: das von Vauban errichtete große Festungswerk Hünningen, das ab 1683 teilweise und ab 1691 voll einsatzbereit war.

Trotz ständiger Bitten der Schönauer wurden jedoch erst 1688 von den Kaiserlichen in Schönau eine Redoute an der Westseite des Tales und zwischen Wembach und Schönenbuchen weitere Schanzen und Wehrmauern errichtet. Auf der östlichen Seite der Wiese wurde 1691 ein großes Lager aufgeschlagen. 1695 ging es in Flammen auf und wurde wieder neu errichtet. Bei dem Brand – ausgehend von der in einem Privathaus einquartierten Kommandantur – gingen weitere fünf Häuser in Flammen auf: *Kollateralschaden* – ohne Kriegshandlung. Zudem fielen drei weitere Scheunen durch Unachtsamkeit oder Mutwillen der kursächsischen Soldaten zum Opfer. Ebenso wie 1696 drei Häuser in Wembach.

Belegt war das Reichslager mit 750 Mann und 150 Pferden von den kursächsischen Husaren (bis 1697). Bis zu 200 Männer aus der Talschaft mussten zur Wache abgestellt werden. *„Eine sehr harte Zeit brachten die Jahre 1688 –1698 für Schönau, Wembach, Todtnau, Fröhnd und Wieden. Auf der Mühlmatte war ein Lager aufgeschlagen, in welchem sich das Fußvolk aufhielt. Die Reiter quartierten sich in den Bauernhöfen ein und betrogen sich auf eine, für Fremdestruppen unschickliche Weise. So sollen sie ihre Pferde in die Wohnstuben gestellt und die Einwohner in die Ställe getrieben haben.“*

#### [Chursächsischer Leutnant Johann von Marckloffski \(1648 - 1691\).](#)

Die Chursachsen haben nicht nur in Schönau ihre Spuren in der Geschichte hinterlassen, sondern auch in Neuenweg. Genauer gesagt: an der Neuenweger Kirche. An der östlich gelegenen Außenwand der nach Norden ausgerichteten Kirche befindet sich links der Seitentüre ein Epitaph aus Buntsandstein für Johann von Marckloffski (1648 - 1691). Er stand im Rang eines heutigen Unteroffiziers und war im Reichslager von Schönau stationiert. Seiner Familientradition folgend, war Johann Markloffsky (Marcklowsky, Marckloffski) ein typischer Berufssoldat, der sich immer wieder einen neuen Dienstherrn suchte und der Reihe nach beim Kaiser, beim Kurfürsten von Bayern und beim Kurfürsten von Sachsen anheuerte und dabei nie über seinen Leutnantsrang hinausgekommen, dafür aber in ganz Europa herumgekommen ist. Für seine Zeit keine ungewöhnliche Laufbahn angesichts einer von Krieg geprägte Epoche, für deren Menschen der Frieden für fast ein volles Jahrhundert lang nur eine sehnsuchtsvolle Hoffnung blieb. Die umfangreichen, sich über insgesamt zehn Jahre hinziehenden historischen Recherchen öffnen nicht nur den Blick in das Europa des 17. Jahrhundert, sondern geben einer bislang unbekannt Person erstmals wieder eine konkrete Gestalt und – zwar erst konturenhaft – auch schon ein Gesicht. Quellenmäßig solide belegt werden kann nun ein individueller Schicksalsweg eines Menschen, der vor über 300 Jahren im Alter von nur 43 Jahren einer Bluttat zum Opfer fiel. Quelle: Historischer Mordfall im Südschwarzwald: Johann von Markloffski (1648 - 1691) [http:// minifossi.pcom.de/ Inhaltsverzeichnis-Publikationen.html](http://minifossi.pcom.de/Inhaltsverzeichnis-Publikationen.html)

#### [Das Schweizer Regiment unter Oberst Johann H. Bürkli \(1699\).](#)

Neben den chursächsischen Husaren lag bis 1699 auch das Schweizer Regiment unter dem Befehl von Johann Heinrich Bürkli in Schönau. *„1690 waren die Dreizehn eidgenössischen Orte endlich bereit, mit dem Kaiser eine Kapitulation (Vertrag) für eine*

*Schweizer Truppe in österreichischen Diensten abzuschließen. 1702, nach Ausbruch des Spanischen Erbfolgekrieges, doppelten sie nach. 1704 folgte Graubünden. Das Regiment Bürkli war von 1691 bis 1699 im Einsatz und bestand aus einem Regiment von 1.700 Mann in 10 Kompanien, die Uniform grauweiss mit roter Weste und roten Aufschlägen. Es handelte sich um eine religiös gemischte, gesamteidgenössische Truppe katholischen und reformierten Kompanien. Sie stellten u.a. den Besatzungsdienst in den Städten Waldshut, Laufenburg, Säckingen, Rheinfelden, Konstanz, Bregenz und weiteren Orten, wobei Bürkli zum Gouverneur der Waldstädte in Vorderösterreich ernannt wurde. Zur Person Bürklis: Johann Heinrich Bürkli, Freiherr von Hohenburg, (\* 23. Februar 1647 in Trüllikon bei Zürich; † 28. Oktober 1730 in Zürich) war ein Schweizer Bürger und kaiserlicher Feldmarschall. Er stammte aus der bekannten Zürcher Familie Bürkli, sein Vater Hans Heinrich Bürkli war französischer Generaladjutant gewesen und auch seine Mutter Anna Maria geborene Escher vom Luchs, stammte aus einer Militärfamilie. Ab 1662 erhielt er in französischen Diensten eine militärische Ausbildung, 1667–1669 diente er als Fähnrich in Flandern und trat 1669 mit einer eigenen Freikompanie in kurpfälzische Dienste. 1676 wurde er zum Oberstwachmeister (Major) befördert. Ab 1689 kämpfte er in kaiserlichen Diensten gegen die Türken. 1690 wurde er Oberst eines Schweizerregiments und Gouverneur der Waldstädte in Vorderösterreich. Im weiteren Verlauf wurde der tüchtige Offizier 1695 Generalfeldwachmeister (Generalmajor), 1704 Feldmarschallleutnant und 1711 Feldzeugmeister. Seine heimatliche Regierung brachte er 1709 in einige Verlegenheit, als er die Truppen des Generals Mercy unter Verletzung der Schweizer Neutralität durch das Gebiet von Basel nach Frankreich führte. Im Spanischen Erbfolgekrieg gelang es ihm, sich die Gunst des Prinzen Eugen zu erwerben. 1699 wurde er als Ritter von Hohenburg geadelt, 1700 in den Freiherrnstand erhoben. 1716 wurde er Vertreter der Zunft zur Schneidern im Großen Rat von Zürich und Gerichtsherr zu Trüllikon. Unter den zahlreichen Schweizern, die in österreichischen Diensten in den Rang eines Generals aufgestiegen sind, schaffte er als einziger den Aufstieg zum kaiserlichen Feldmarschall.“* Quelle: [https://de.wikipedia.org/wiki/Johann\\_Heinrich\\_B%C3%BCrkli](https://de.wikipedia.org/wiki/Johann_Heinrich_B%C3%BCrkli)

Mit dem Ausbau der *Vorderen Linie* über den *Hau* waren – so die Erfahrung aus der Gesamtanlage Gersbach – Hausen – Neuenweg/Böllen – ging auch die Sicherung des unmittelbaren Rückraums der Linie gegen Durchbrüche feindlicher Truppen einher. Daher liegt es nahe, dass die beiden alten Aufstiegsrouten über die Einmündung des *Wildböllenbaches* und des *Lehbächles* zusätzlich gesichert wurden. Während man beim *Wildböllenbach* noch (nicht abschließend geklärte) Spuren nachweisen kann, hat der moderne Straßenbau beim *Lehbächle* wohl alle noch möglicherweise vorhandenen Spuren überlagert.

1735 müssen auf der Hochbrugg bei Gschwend Schönauer und Todtnauer gemeinsam ein Wachthaus mit Stallung errichten. 23 Mann schanzten eine Woche lang und 12 Mann drei weitere Tage.

„Ein Schlachten war's, nicht eine Schlacht zu nennen.“

Ich gehe davon aus, dass das Tafelbild das Ergebnis all' dieser Erfahrungen – speziell in den Jahren 1677 und 1678 aber auch schon aus dem Jahre 1634 – sammelt und mit einer klaren Botschaft versieht. Denn was zeigt das Motivbild?

Zunächst rückt der Maler einige wenige, aber eindeutig *zivile* Schwarzwälder Bauern (also keine paramilitärische uniformierte Bauernmiliz) in den Mittelpunkt, die aus der

Deckung heraus *Krähenfüße* auf eine Reitertruppe werfen, die sich daraufhin gegenseitig meuchelt. Während links und rechts der Reiterei jeweils eine sehr große Anzahl habsburgisch-vorderösterreichisches Fußvolk steht, mehrheitlich als Pikeniere bewaffnet. Wobei deren Anführer lediglich staunend auf das Geschehen hinweisen, alle passiv zuschauen, aber offenbar kein Befehl zum Angriff bzw. aktiven Eingreifen gegeben wird.

Die beiden Gruppen agieren als reine Beobachter und greifen *unbegreiflich* eben nicht in das Geschehen ein. Und dennoch sind die wenigen Bauern erfolgreich: scheinbar ohne zusätzliche Waffengewalt zwingen sie mit einfachsten Mitteln und rein defensiv den feindlichen Angreifer in die Knie – und nicht nur das: sie vernichten diesen bzw. überlassen ihm auch noch die gegenseitige Tötung bis zum letzten Mann. Wobei in dieser Phase keiner vom Fußvolk selbst tötet, keiner von ihnen Blut an den Händen hat, keiner gegen das christliche Gebot des Tötens verstößt, keiner einem Feind auch nur ein Haar krümmt, ihn auch nur im entferntesten berührt – und dennoch werden am Ende der Schlacht, die keine ist, alle Reiter tot auf der Erde liegen und ihre Blutströme werden die Wiese bis nach Klein-Hüningen rot färben.

Das ist wirklich „*sagenhaft*“ und widerspricht jeder praktischen Erfahrung, dass es beim bloßen Ausstreuen oder Auslegen von *Krähenfüßen* zu solch einer Reaktion unter den betroffenen Reitern und einem anschließenden tödlichen Gemetzel kommen kann, an dessen Ende sich alle gegenseitig umgebracht haben. Wobei das Bild eben das reale Geschehen nach dem Ausstreuen der *Krähenfüße* völlig ausblendet, heißt: das brutale, gnadenlose und *unchristliche* Totschlagen der von den scheuenden und hochsteigenden Pferden abgeworfenen Reiter. Die, benommen vom Sturz aus dem Sattel, möglicherweise noch getroffen vom Huf eines durchgehenden Pferdes, niedergedrückt durch die schwere Rüstung, als allerletztes nur noch die blanken Zinken einer Mistgabel oder das sorgsam scharf-gedangelte Sensenblatt wahrnehmen, das ihnen den Tod bringt.

Um das ganze reale *unchristliche* Töten, nein: *Abschlachten* mit Mistgabeln, Sensen, Metzgermessern und Handbeilen „*sagenhaft*“ noch mehr zu verschleiern, berichtet die Sage davon, dass die Schwarzwälder Bauern in Wirklichkeit verkleidete Engel gewesen seien. Also Engel, Schutzengel, himmlischer, göttlicher Beistand, und damit ein gerechtes Urteil Gottes, quasi ein Gottesurteil und damit keine Blutschuld, keine Sünde, kein Verstoß gegen das christlich-katholische Gebot: *Du sollst nicht töten*, kein einziger Blutstropfen an den eigenen Händen, kein Blut an den Waffen – obwohl sich die *Wiese bis Klein-Hüningen rot gefärbt* haben soll. Mir fällt dazu nur ein: „*Ein Schlachten war's, nicht eine Schlacht zu nennen*“ aus Friedrich Schillers Dramen „*Die Jungfrau von Orleans*“ 1. Akt, 9. Auftritt.

„*Die Bevölkerung sah in der unbegreiflichen Rettung ein Wunder und spürte die gnädige Hand ihres Gottes*“ (Böhler).

Da sich aber solche Wunder nicht zwangsläufig wiederholen (lassen) und der Gottesbeistand – trotz tiefen Glaubens – nicht immer und überall und zu jeder Zeit allgegenwärtig sein kann und im wahrsten Sinne des Wortes bis ins Innerste schmerzlichst gebrandmarkt durch die zudem noch wiederholte traumatischen Erfahrung gleich mehrfachen Brandschatzungen, vermittelt das Motivbild aber auch die kaum in Worte zu fassende Dringlichkeit, Schönau und das Tal besser militärisch zu schützen: mit der ständigen Stationierung von Reichstruppen vor Ort (war dann aber auch kein Zucker-

schlecken für die Talbewohner) und der räumlichen Ausweitung der Schutzlinien in Richtung Westen, also dem sofortigen Bau der „*Vorderen Linie*“, um Schönau endlich effektiv und nachhaltig zu schützen. Was ja dann auch – zwar durch die traditionell finanzielle Klammheit des über 900 Kilometer entfernten kaiserlichen Hofes zunächst – wie schon mehrfach angemerkt – erst mal bis 1688 (erste Stationierung von Reichstruppen) verzögert umgesetzt – dann aber tatsächlich ab 1693 (Bau der *Vorderen Linie*) dennoch wirksam wurde.

Für die Annahme, dass das spätere Niederbrennen von Schönau möglicherweise auch im Zusammenhang mit dem wiederholten Widerstand an der Letze zu sehen ist, gibt es keine eindeutigen Beweise, aber es liegt sehr nahe (siehe unten). Denn die Ereignisse in Schönau erinnern sehr stark an die Vergeltungsaktion im Münstertal, wo Schweden die Stadt Münster mit 70 Häusern und auch das Kloster St. Trudpert wegen des zivilen Widerstandes dem Erdboden gleich gemacht hatten. Inwiefern der dann nochmals erfolgte neuen Angriff auf Schönau möglicherweise auch eine militärisch-sanktionierende Vergeltungs- oder Strafaktion für das Geschehen an der Schönenbuchener Letze im Jahr 1678 war oder dieser anderer strategisch-taktischer Überlegungen der Franzosen folgte, bleibt aber offen.

*„Am 22. Dezember 1632 wurde Staufen, am 30. Dezember Freiburg von den Schweden eingenommen. Eine im Koster St. Trudpert liegende schwedische Schutzabteilung wurde in diesen Tagen von den Obermünstertälern niedergemacht. Dafür nahmen am 27. Dezember 1632 1000 Schweden Rache, plünderten das ganze Münstertal, verbrannten 70 Häuser, trieben das Vieh hinweg und zerstörten das Kloster. Wie bei jedem Vordringen des Feindes waren die Leute in die Schwarzwaldberge geflogen. Grauenhaft wüteten jetzt die Schweden und ihre Verbündeten in der Stauffer Gegend.“* Quelle: Eduard Böhler (1960): „Die Geschichte von Schönau im Schwarzwald“. Rombach, Freiburg im Breisgau 1960, S. 249

*„Schlimm wurde es 1677, als Marschall Créquil überraschend vorstieß und am 16. November Freiburg erobert. Damals drangen Franzosen auch in das Schöner Tal ein und legten am Thomastag 1677 den oberen Teil von Schönau in Asche. Die Gegenwehr der Talleute mag die Feinde in Harnisch gebracht haben. Am 2. September kamen sie wieder und verbrannten die noch übrigen Häuser bis auf wenige abseits stehende Behausungen. Auf dem Rückzug wurden nicht wenige Franzosen von den Bauern getötet.“* Quelle: Eduard Böhler (1960): „Die Geschichte von Schönau im Schwarzwald“. Rombach, Freiburg im Breisgau 1960, S. 254.

Jeder Einfall und ein damit verbundener Überfall z. B. auf Schönau – *Taktik der Nadelstiche* – bedeutete für die Kaiserlichen, Truppenteile zu verlegen, eigene Angriffspläne zu verschieben, neue Versorgungsstrukturen aufzubauen und die eigenen Stellungen durch Abzug zu schwächen. Und für Schönau nochmals eine extrem schmerzliche Erfahrung ihrer absoluten Schutzlosigkeit. Wobei ich noch ergänzend anmerke: mit der Niederlage der Schweden bei Nördlingen im August 1634 erfolgte mit deren Rückzug aus unserem Raum auch ein systematisches Zerstören der vorhandene Siedlungs- und Infrastruktur – vor allem durch Feuerlegen in den Weilern, Gehöften und Dörfern. Den Kaiserlichen sollten keine verwert- und nutzbaren Objekte für die Einquartierung, Unterkunft, Biwakierung oder den Aufbau eines Feldlagers vorfinden, es sollten keine Nahrungsmittel für Mensch und Tier sowie keine schnell nutzbaren, strategisch wichtige Punkte oder Versorgungsbasen zur Verfügung stehen – ganz nach dem *Prinzip der verbrannten Erde*. Möglicherweise ist dies auch bei Schönau der Fall.

Leider habe ich für das Jahr 1634 keine genauen Monatsdaten finden können, um hier eine zutreffende Einschätzung zu leisten.

Die Anlehnung der Sagen an das Jahr 1444 mit den Armagnaken interpretiere ich als Analogie zur Situation der Schönauer: der übermächtigen Anzahl von (französischen) Angreifern steht eine geringe Zahl von Verteidigern gegenüber, die sich nur mit einfachsten Mitteln wehren können – aber so mutig den Feind angehen, dass dieser zurückweichen und aufgeben muss, bzw. dabei sein Leben lässt. Gleichzeitig war die Schlacht bei St. Jakob ein über die Region hinaus wirkendes Ereignis, das damit die Grundlage schuf für die danach boomartig einsetzende Nachfrage nach Schweizer Reisläufern – dem „*Mercedes unter den Söldner*“ (wie es ein Schüler formulierte) – als europaweit gesuchte Reisläufer und der „*menschliche Exportschlager*“ der Eidgenossen wurde. An solch einem für die damalige Zeit *weltbewegenden* Ereignis heften sich dann natürlich auch gerne Sagen an.

Ich ordne die Entstehung der Votivtafel nach, möglicherweise zwischen 1680 und 1685 ein, da sie schon im 1699 erstellten Neubau der Kapelle vorhanden und somit bereits in der ursprünglichen Kapelle aufgestellt war. Unter Einbeziehung des seltenen Flurnamens „*Schwedengrab*“ sowie den Krähenfuß-Funden sehe ich das heutige Kapellenareal als den Ort und das „*Schwedengrab*“ als Ruhestätte jener „*Schweden*“ (die auch Franzosen sein können) an, welche vermutlich um 1678 dort in einen Hinterhalt gerieten. Möglicherweise war diese Votivtafel und ihre nachhaltige Wirkung auf die Wallfahrer wie möglicherweise auch für vorderösterreichische Beamte und Militärs der letztlich doch entscheidende Impuls dafür, dass man von Seiten des habsburgischen Reiches Schönau – im wahrsten Sinne des Wortes – aus der Schusslinie und somit hinter die schützende *Vordere Linie* zog.

Gleichzeitig ist sie ein exemplarisches Beispiel, wie manipulativ eine ursprüngliche Bildbotschaft durch einfaches Übermalen nachhaltig *umgewidmet* werden kann. So werden die ursprünglichen Angreifer *neutralisiert* und neue, nun beliebig bestimmbare Feindbilder aufgebaut und damit möglicherweise auch propagandistisch *zeitlos* nutzbar – eben als *alternative Fakten*.

Wobei die Sagenwelt erst nach Jahrhunderten – also recht spät – dieses Tafelbild als willkommener „*Aufhänger*“ entdeckte. Sagen und Märchen sind nicht nur literarische Quellen, sondern können auch mit dazu beitragen, gemeinsame politisch-nationale Wurzeln zu bilden. Mit einer solchen Zielsetzung arbeiteten z. B. auch die Brüder Wilhelm und Jacob Grimm (1847) an ihren Märchen- und Sagensammlungen, um so über die Erforschung der deutschen Kulturgeschichte gemeinsame kulturell-verbindende Identitäten für die damaligen deutschen Kleinstaaten zu schaffen – in einer Zeit der Restauration und zu Beginn des Vormärz. Die Forderungen: nationaler Einheit, Freiheit und Volkssouveränität und Widerstand gegen die restaurativen Bemühungen des Deutschen Bundes.

Losgelöst von diesen Gedanken spielte aber auch die Kirche eine gewichtige Rolle – sei es in der bewussten (Aus-) Nutzung tief verwurzelter christlicher Wundergläubigkeit auf der Basis einer ländlichen Bildungsferne oder in der massiven Verstärkung und Instrumentalisierung *scheinbarer* konfessioneller Glaubensunterschiede – mit der entsprechenden Ab- und Ausgrenzung. Und so auf der Basis einer gezielt gepflegten Gemengelage aus engen weltlichen und klerikalen Machtinteressen (z. B. evangelische

Landesfürsten gegen habsburgisch-katholischen Kaiser) damit in letzter Konsequenz die Voraussetzungen dafür schufen, was dann folgte: der 30-jährige Krieg.

### *Mythos St. Jakob 1444, fake news und alternative Fakten.*

---

Um die Zusammenhänge in Schönenbuchen besser verstehen zu können, ist es sinnvoll, sich gerade hier kurz mit dem Phänomen „Mythos“ auseinandersetzen.

Dazu ein kurzer Blick in Wikipedia: *„Ein Mythos ist in seiner ursprünglichen Bedeutung eine Erzählung. Im religiösen Mythos wird das Dasein der Menschen mit der Welt der Götter oder Geister verknüpft. Mythen erheben einen Anspruch auf Geltung für die von ihnen behauptete Wahrheit. In einem weiteren Sinn bezeichnet Mythos auch Personen, Dinge oder Ereignisse von hoher symbolischer Bedeutung oder auch einfach nur eine falsche Vorstellung oder Lüge. So wird etwa das Adjektiv „mythisch“ in der Umgangssprache häufig als Synonymbegriff für „märchenhaft-vage, fabulös oder legendär“ verwendet.*

*Anders als verwandte Erzählformen wie Sage, Legende, Fabel oder Märchen gilt ein Mythos als eine Erzählung, die Identität, übergreifende Erklärungen, Lebenssinn und religiöse Orientierung als eine weitgehend kohärente Art der Welterfahrung vermittelt. Das Christentum betrachtete den Mythos überwiegend als konkurrierende heidnische Theologie; doch aufgrund einer gewissen Toleranz überlebte er. Damit erfüllten die Mythen ähnliche pädagogische Funktionen wie die christlichen Legenden. Die christlichen Vorstellungen der Prädestination gehen dagegen von den fortbestehenden Möglichkeiten der Reue und verzeihenden Gnade aus, also von einer grundsätzlichen Freiwilligkeit, bei der Gut und Böse freilich genau definiert sind.*

*Die verlorene und zugleich beschworene Autorität des Mythos wurde zu einem wesentlichen Thema der Zeit. Vor allem in jungen Nationen wurde die Rekonstruktion und Sammlung nationaler Mythen zum Gegenstand einer nationalromantischen Deutung. Dabei scheute man vor Fiktion nicht zurück. In der angestrebten Suche nach Urmythen zeigt sich die eng begrenzte Wirkung der Aufklärung, die die Mythen als Formen von Priestertrug zu eliminieren suchte.*

*Der Mythos schafft Wissen durch Erzählung im Gegensatz zur wissenschaftlichen Erklärung, oft verbunden mit einem romantischen Glauben an die Existenz und Relevanz von Volksmärchen oder Volksliedern. Die mündliche Überlieferung von Mythen wurde daher oft als Beleg für gemeinsame Autorschaft und uraltes Einvernehmen eines „Volks“ gesehen.*

*Im selben historischen Zusammenhang steht die Rechtfertigung des Irrationalen gegenüber dem Rationalen. Als Gegensatz zum Mythos wird oft der Logos begriffen, der dem rationalen Diskurs zugänglich ist. Im Unterschied zur Historie lassen sich die Gegenstände des Mythos nicht nachprüfen und hängen eher mit einem kollektiven Glauben an seine Wirklichkeit oder Wahrheit zusammen.*

*Der Mythos als Kollektivvorstellung sei Ausdruck der Bindung von Gruppen an ihre Vergangenheit und zugleich ein Mittel, ihre Solidarität zu stärken.*

*Eng verwandt mit Mythen sind moderne Sagen (Urban Legends), Hoax sowie auch Verschwörungstheorien. Sie werden meist zu einem bestimmten politischen, psychi-*

*schen oder sozialen Zweck konzipiert und tradiert. Während Legenden ursprünglich den (im Lauf der Erzähltradition modifizierten) Lebenslauf eines/einer Heiligen zum Kern haben, ist eine Sage „eine volksläufige, zunächst auf mündlicher Überlieferung beruhende kurze Erzählung objektiv unwahrer, oft ins Übersinnlich-Wunderbare greifender, phantastischer Ereignisse, die jedoch als Wahrheitsbericht gemeint sind und den Glauben der Zuhörer ernsthaft voraussetzen.“ (Gero von Wilpert)“ Quelle: <https://de.wikipedia.org/wiki/Mythos>*

Greifen wir uns aus dieser längeren Zusammenfassung ein paar für uns wichtige Textpassagen heraus: *„In einem weiteren Sinn bezeichnet Mythos auch Personen, Dinge oder Ereignisse von hoher symbolischer Bedeutung“* – als „Ereignis“ gilt dies parallel zu St. Jakob genauso für Schönenbuchen. In beiden Fällen gewinnt es eine hohe symbolische Bedeutung: St. Jakob für die Eidgenossenschaft und Schönenbuchen für Schönau und das Wiesental.

*„Anders als verwandte Erzählformen wie Sage, Legende, Fabel oder Märchen gilt ein Mythos als eine Erzählung, die Identität, übergreifende Erklärungen, Lebenssinn und religiöse Orientierung als eine weitgehend kohärente Art der Weiterfahrung vermittelt.“*

Ich beziehe die Begriffe „Identität“ und „religiöse Orientierung“ hier vor allem auf die Situation in Schönenbuchen und ergänze dies: *„Der Mythos als Kollektivvorstellung sei Ausdruck der Bindung von Gruppen an ihre Vergangenheit und zugleich ein Mittel, ihre Solidarität zu stärken.“*

Das Tafelbild erzählt so eine Geschichte, die eine klare Botschaft beinhaltet: nur auf der Grundlage des richtigen, rechten, und *natürlich* katholischen Glauben sowie auf der Basis der gemeinsam erlebten traumatischen Vergangenheit (schwedisch-französische Überfälle und Brandschatzungen, brutalste Übergriffe auf die Zivilgesellschaft) wird eine, alle Talbewohner zusammenschweißende Identität erreicht, die wiederum eine starke, große und generationenübergreifende Solidarität auslöst, aber auch die Kraft zum (erneuten) gemeinsamen Widerstand vermittelt.

Und das nicht nur für das Wiesental! Denn es sind *„Schwarzwälder Bauern“* – also erreicht die Botschaft weit mehr: alle fühlen sich mit betroffen und solidarisch. Und das Ganze angesiedelt in einem zentralen Wallfahrtsort, dessen Wurzeln nicht nur bis zum Apostel Petrus und zur Gottesmutter Maria, sondern noch viel weiter in die Vergangenheit zurückreichen: bis zu einem heidnischen Heiligtum, dessen Gelände man als dann dennoch so *toleriert*, dass man es mit eine christlichen Kapelle *„überbauen“* konnte. Ein Ort der Kontinuität also, wo schon die Vorfahren seit Urzeiten Beistand, Schutz, und Hilfe fanden.

*„Der Mythos schafft Wissen durch Erzählung im Gegensatz zur wissenschaftlichen Erklärung, oft verbunden mit einem romantischen Glauben an die Existenz und Relevanz von Volksmärchen oder Volksliedern. Die mündliche Überlieferung von Mythen wurde daher oft als Beleg für gemeinsame Autorschaft und uraltes Einvernehmen eines „Volks“ gesehen.“*

Hier haben wir einen Hinweis auf die Verbindung von mündlicher Überlieferung und den Sagen (Volksmärchen), welche zusammen genommen die Deutung auf eine tatsächliche, uralte gemeinsame Herkunft implizieren, die aber real so nicht gegeben ist.

In Schönenbuchen wird der Mythos vom realen eidgenössischen St. Jakob mit den Armagnaken 1444 übernommen und weitergepflegt – sicherlich auch auf Grund einer gewissen *Seelenverwandtschaft*, die in ähnlich gelagerten traumatischen Erfahrungen wurzelt. Quasi als *Solidaritätsbotschaft* an die Adresse der Basler Eidgenossen. Und auch in einer dadurch gefestigten Ablehnung der These von Abt Gerbert, dass es nicht die Armagnaken, sondern die Schweizer waren, die bei Schönenbuchen das Wasser der Wiese rot von ihren Blute färbten.

*„Jetzt entbrannte der Burgunderkrieg\*, in welchem die Eidgenossen und die Schwarzwälder, die durch ihre schwarze Kleidung auffielen, Schulter an Schulter kämpften.“*  
Quelle: Eduard Böhler (1960): *„Die Geschichte von Schönau im Schwarzwald“*. Rombach, Freiburg im Breisgau 1960, S. 239.

Einerseits bewährte Kampfgefährten nicht nur im Burgunderkrieg, mythologische Zeit- und Leidensgenossen, wenn es um übermächtige feindliche Eindringlinge geht, die willkommene und oft genutzte Schutzfunktion von Basel über sehr lange Zeit für *Stadtröge* (Stadtkassen), Kirchenglocken und Urkunden sowie Geburtsort vieler Wiesentäler in Notzeiten, das eidgenössische Regiment Bürkli als elementarer Schutz im Schönauer Reichslager (1691 bis 1699), eine immer etwas *lästige* Vormundschaft von St. Blasien (die Kapelle gehörte ursprünglich zur Talvogtei, nicht zu St. Blasien), uralte Beziehungen zu St. Trudpert – da passte die von Abt Gerbert ins Spiel gebrachte Version, dass Schweizer den Überfall auf Schönau durchführten und man auch noch Schweizer Eidgenossen meuchelte, so gar nicht in das Bild der Schönauer. Während Gerbert sehr wohl um die historisch verbürgte Brutalität der Basler Raubzüge wusste, die einst auch unmittelbar St. Blasien bedrohten. Aber auch sehr viel später war es genehmer, in den verhassten Angreifern auch grundsätzlich Franzosen sehen zu können, um der aufkeimenden Erbfeindschaft wieder Nahrung zu geben.

Neben der rein geographischen Nähe zu Basel sind es aber genau diese *überlebenswichtigen* Wiesentäler-Kontakte in den nachfolgenden Jahrhunderten als wichtige Zufluchtsort in Kriegs- und Pestzeiten (inkl. zeitweiser Markgrafenresidenz), die ebenso eine Basis für die Entstehung des Mythos-Ablegers bildeten, wie auch für die Adaption des Inhalts, in dem eine kleine Gruppe gegen einen weit überlegenen Angreifer dennoch erfolgreich Widerstand leistet.

Und für den Wallfahrtsort Schönenbuchen ein absoluter Gewinn und eine sicherlich willkommene Aufwertung der Kapelle samt grösser werdendem Bekanntheits- und Beliebtheitsgrad. Ein Wallfahrtsort lebt – bis heute – von der Mund-zu-Mund-Werbung (Propaganda) immer wieder neuer Gebetserhöhungen und damit verbundenen wundersamen Heilungen oder dadurch erhaltenen wunderbaren Hilfe im Alltag einer damals noch weithin geknechteten und unter hohen Abgabenlasten ächzenden Landbevölkerung. *„Die Bevölkerung sah in der unbegreiflichen Rettung ein Wunder und spürte die gnädige Hand ihres Gottes“* (Böhler).

*„1808 wurde erwogen, ob man die Kapelle abreißen sollte oder nicht. Das Obervogteiamt Schönau stellte in seinem Bericht vom 26. April 1808 fest, daß der hl. Petrus „beim Pöbel in großem Kredite“ stehe und der Zustrom der Gläubigen an den Petersfelsen eine wichtige Einnahmequelle für die Einwohner von Schönenbuchen darstelle. Am 30. September 1810 wurde amtlicherseits erklärt, dieser Umstand und „das Zutrauen auf die Wunderkräfte des hl. Petrus sind die Ursachen, welche den Verlust jener Kapelle der gemeinen Volksklasse sehr empfindlich machen würde... Das Dekanat*

*Minselfn ſchlug am 26. September 1810 den Abbruch der Kapelle vor, denn „nur auf ſolche Weiſe verliert ſich nach und nach der Glaube, an das elendſte Legendenmärchen, daß den armen Wallern das Geld aus dem Beutel windet, ohne ihnen Hilfe für Seel und Leib zu gewähren.“* Quelle: Schneider, Ernst (1957): „Über die Aufhebung der im Wiefenkreis befindlichen ſog. Nebenkirchen und Kapellen während der Aufklärung“, in: Das Markgräflerland: Beiträge zu ſeiner Geſchichte und Kultur, 19. 1957, Heft 1.1957, Seite 313.

Um 1810 greift die Säkulariſierung in Schönau Raum und von der Regierung und dem Pfarrer wurden Wallfahrt und Rosenkranz bekämpft. Mit dem Wechſel der Landesherrschaft und der Aufhebung des Kloſters. St. Blasien litt das katholiſche Volk ſtark unter der Aufklärung und dem neuen Glauben. Die ſtaatliche Behörde und das Pfarramt verſuchten zwiſchen 1810 und 1815 die „religiöſen Auswüchſe“ Wallfahrt, Segnungen, Rosenkranzgebet, Bruderverſchaften dem Volk „abzugewöhnen“. Schönenbuchen entwickelte ſich wohl zum Kern des Widerſtandes mit täglich hl. Meſſe. Jede Gemeinde hatte ihren Wallfahrtstag, wobei die Gemeinde in Prozeſſion betend zuerſt nach Schönenbuchen zur hl. Meſſe und anſchl. Zum Gottesdienſt in die Pfarrkirche von Schönau zog. Quelle: Eduard Böhler (1960): „Die Geſchichte von Schönau im Schwarzwald“. Rombach, Freiburg im Breiſgau 1960, S. 334 ff.

1813 kommt es dann auf Grund der Verlegung des dritten Gottesackers nach Schönenbuchen zu heute kaum vorſtellbaren tumultartigen Geſchehniffen – bis hin zu maſſiven militäriſchen Aktionen, in deren Verlauf rund 200 Infanteriſten aus Karlsruhe nach Schönau beordert werden und dort einrücken. Nur langſam kommt es wieder zu einer Beruhigung in der aufgebracht (katholiſchen) Bevölkerung.

*„Das Vogteiamt, das ſo feindlich der Wallfahrt geſinnt war wie der Pfarrer, ſchrieb am 8. Februar 1812 dem Pfarrer, um ſeine Bedenken zu zerſtreuen, daß durch die Verlegung des Begräbnisortes nach Schönenbuchen die Wallfahrt von ſelbſt aufhöre. Denn – ſo heißt es in dieſem Amtſſchreiben – die Geſchichte der kath. Wallfahrten hat noch nie ein Beiſpiel aufgewieſen, daß man auf Gottesacker Wallfahrten unternommen hat. Hier geſchehen keine Wunder. Der Wohnſitz der Abgeſtorbenen iſt nicht begeisternd, aber abſchreckend iſt dieſer Ort ſchwermutvoller Erinnerungen, die der Wallfahrer um ſo weniger gerne beſucht, als er mit ſchwerem Herzen beim Sitze des Heiligen oder Liebling Gottes Erhörung, Aufheiterung des Gemütes und Troſt zu finden hofft. Es iſt darum zur Abſchaffung der Wallfahrt nichts beſſer, als den hl. Petrus zu Schönenbuchen mit dergleichen hoffnungsverſagenden Gegenſtänden zu umgeben und innig zu verbinden, die die Ideen der Bewohner in einen Widerſtreit bringen. Dann wird eine Idee die andere nach ſich ziehen dergeltalt, daß der Wanderer bald nur noch einen Friedhofacker ſtatt des Wohnſitzes des hl. Apoſtels ſehen wird. Die eigenen Erfahrungen des Amtes haben überzeugend gelehrt, daß der Wallfahrſeifer ſich in dem Verhältniſſe vergrößert haben, in welchem man von Seite der Staatsbehörde die Wallfahrts-orte zu zerſtören ſuchte. Wird die Kapelle niedergeriſſen, umgeben die hieſige Stelle, auf der der hl. Petrus ſeine Gebete verrichtete, nur noch die Ruinen derſelben, ſo iſt alles zu wetten, daß ſich die Zahl der Wallfahrer vermehre. Denn hier in den Ruinen findet der Schwärmer erſt Nahrung ſeiner Fantasie, er wird Visionen haben, am Ende Zeichen und Wunder ſehen und die ungewöhnlichen, zur Schwärmerei einladenden Umgebungen werden gerade das Gegenteil deſſen, was man zu erlangen ſuchte, den Aberglauben noch mehr befeſtigen. Am geeig-netſten wäre demnach eine Verwandlung der St. Peterskapelle in eine Totenkapelle!“* Quelle: Eduard Böhler (1960): „Die Geſchichte von Schönau im Schwarzwald“. Rombach, Freiburg im Breiſgau 1960, S. 358.

Die Kapelle von Schönenbuchen wurde ſo erneut für die Schönauer – aber auch weit darüber hinaus – zum Symbol des (katholiſchen, rechtgläubigen) Widerſtandes gegen die weltliche wie klerikale Herrſchaft und wüſtgläubig-weltliche Obrigkeit.

Auch unter dieſem Aspekt wird die Stellungnahme von Abt Gerbert verſtändlicher: wollte er den Mythos Schönenbuchen nicht nachhaltig ſchwächen oder gar zerſtören,

durfte er auf keinen Fall den Überfall der Armagnaken klar widerlegen. Lügen sollte er wohl auch nicht – und so entschied er sich für „*alternative Fakten*“ – es könnte sich ja auch um einen Schweizer Einfall handeln. Wobei ihm sicher sehr wohl bekannt war, dass die Basler Raubzüge im Wiesental nur bis Zell gingen bzw. ins Hochrhein- und vordere Wehratal führten, aber nicht nach Schönenbuchen! Also doch echte „*fake news*“? Oder lediglich ein „*ablenkender*“ Blick in und auf die Geschichte St. Blasien, in der auch dort im *Waldshuterkrieg* (auch *Schaffhauserkrieg*) Eidgenossen das Kloster bedrohten: „*Am 6. Juli 1634 erfolgte der nächste Raubzug der Eidgenossen in den Schwarzwald, wobei das Kloster St. Blasien wegen seiner Treue zu den Habsburgern das Ziel war. In Bürglen und Indlekofen wurden Güter des Klosters geplündert. Bei Remetschwil trafen sie auf die Letze, die durch Hauensteiner Bauern verteidigt wurde. Nachdem sie diese Verteidigungslinie am 7. Juli mit den beiden Kolonnen von Schaffhausen und aus dem Sundgau genommen hatten, stand ihnen der Weg nach St. Blasien offen. Bei Häusern kam ihnen Abt Christoph von Greuth entgegen und konnte gegen eine Zahlung von 1500 Gulden die Eindringlinge zur Umkehr veranlassen. Auf ihrem Rückweg brannten sie Waldkirch nieder und besetzten Tiengen – ein Lehen des Hochstifts Konstanz an Bilgeri von Heudorf – mit 600 Mann. Der österreichische Hofmeister Jakob Trapp ersuchte aus Sankt Blasien die Stadt Freiburg um weiteren Zuzug und sprach die Befürchtung aus, dass der ganze Wald schweizerisch werden wolle.*“ Quelle: <https://de.wikipedia.org/wiki/Waldshuterkrieg>

Zurück zum Mythos Schönenbuchen: „...eine Sage „eine volksläufige, zunächst auf mündlicher Überlieferung beruhende kurze Erzählung objektiv unwahrer, oft ins Übersinnlich-Wunderbare greifender, phantastischer Ereignisse, die jedoch als Wahrheitsbericht gemeint sind und den Glauben der Zuhörer ernsthaft voraussetzen.“ „Die Bevölkerung sah in der unbegreiflichen Rettung ein Wunder und spürte die gnädige Hand ihres Gottes“ (Böhler).

Zumal man gerade als Wallfahrer und somit gläubiger Christ davon ausgehen kann und darf, dass an einem so geheiligten Wallfahrtsort alles mit rechtgläubigen Dingen zugeht.

Der *Mythos Schönenbuchen* wird weiterleben – auch ohne Armagnaken! Denn er wurde selbst 1810 rundum erneuert und neu belegt. Und so erneut zum Symbol für den entschiedenen Widerstand einer kleinen Gruppe, die sich als Zivilisten mit einfachsten Mitteln gegen einen übermächtigen Gegner stellen – und ihn erfolgreich bezwingen.

Wie in der biblischen Geschichte von David und Goliath. Und genauso wie der Mythos St. Jakob für die Schweiz – analog zum Mythos *Wilhelm Tell* – wohl unsterblich bleibt oder politisch-historisch genauso widersprüchlich ist wie der Mythos einer *neutralen* und immer schon *friedlichen Schweiz*. Leichter annehmbar bleiben als Mythos dagegen der Gotthardpass, das *Matterhorn* oder die *Eigernordwand*...

Andererseits belegt das Bild selbst aber auch, wie Kunst und Glaube instrumentalisiert und durch „*Umdeuten*“ und „*Umwidmen*“, durch einfaches „*Übermalen*“ Menschen, Bürger, Gläubige nachhaltig gesellschaftspolitisch manipuliert werden kann. Sicherlich auch eine Mahnung an das, was man heute mit *alternativen Fakten* und *fakenews* bezeichnet.

## Schweden als Franzosen und Franzosen als Schweden.

*„Der Holländische Krieg, auch Niederländisch-Französischer Krieg genannt, war ein gesamteuropäischer militärischer Konflikt, der von 1672 bis 1677 dauerte. Ausgelöst wurde der Krieg durch einen Angriff des französischen Königs Ludwig XIV. mit seinen Verbündeten darunter auch Schweden. Schweden war ein traditioneller Verbündeter Frankreichs. Um eine Hegemonie Frankreichs auf dem europäischen Kontinent zu verhindern, verbündeten sich Spanien und das Heilige Römische Reich mit den Niederlanden. Einige Teilkonflikte dieses Krieges gingen als eigenständige Konflikte in die Geschichte ein, wie der Dritte Englisch-Niederländische Seekrieg (1672–1674) und der Schwedisch-Brandenburgische Krieg (1674–1679). Quelle: [https://de.wikipedia.org/wiki/Schwedeneinfall\\_1674/75](https://de.wikipedia.org/wiki/Schwedeneinfall_1674/75)*

Im Volk wurde nachweislich nicht zwischen Schweden und Franzosen unterschieden, denn in beiden – 1634 wie auch 1677 stets engste Verbündete – sah man den gemeinsamen Feind, den selben Gegner und den gleichen Angreifer. Das „Schwedengrab“ kann also ein „Schwedengrab“, aber auch ein „Franzosengrab“ sein. Ich erinnere nur an den „Schwedentrunk“ oder die „Schwedenschanzen“ – beides gerne, aber fälschlicherweise, dem „Feind“ zugeordnet. *„Raubende Soldaten zogen immer wieder durch unsere Täler, plündernd, sengend und mordend. Die Bergbewohner aber setzten sich zur Wehr, und mancher Schwede (Schweden nannte man zuletzt all das Raubvolk im Soldatenrock) wurde totgeschlagen und fand ein einsames Grab im Wald. In einem Scharmützel gegen die „Schweden“ fiel 1638 Brosi Wetzler von Wembach. Bis in neuere Zeiten mußte unser Volk von solchen Schwedengräbern und von Orten, wo Einheimische ein grauenvolles Ende und Grab fanden.“* Quelle: Eduard Böhrer (1960): *„Die Geschichte von Schönau im Schwarzwald“*. Rombach, Freiburg im Breisgau 1960, S. 250.

## Warum sind die Schönenberger Schweden und die Entenschwander Norweger?

Unabhängig voneinander und aus verschiedenen Orten kommend, bestätigen Zeitzeugen aktuell (2021), dass man bis heute die Schönenberger als „Schweden“ bezeichnet und den Schönenberg als „Schwedenbuckel“. Interessant dabei: keiner der Angesprochenen hat dafür eine plausible Erklärung – auch Recherchen bei heimatkundlichen Experten vor Ort haben keine fachlich belastbare Interpretation erbracht. Es gibt bislang auch bei mir keinerlei Anhaltspunkte für einen Zusammenhang zwischen dem Überfall der Schweden auf Schönau 1634 und dem Schönauer Ortsteil Schönenberg. Auch keine sonstigen urkundlichen Auffälligkeiten oder anderweitige Hinweise. Insbesondere auch nicht in Bezug auf einen Flurnamen als „Schwedenbuckel“.

Noch mit dem selbstgesprochenen Alemannischen gut vertraut, wird mit „Buckel“ immer eine kleine Anhöhe oder meist rundlich geformte Bodenerhebung gemeint ist. Schönenberg ist mittelalterlicher Bergbauort, um dessen Bergwerk sich die Siedlung entwickelte. Die große Halde ist auch heute noch sichtbares Überbleibsel der einst reichen Silbergruben.

Folgender Quellenhinweis ist Ausgang meiner Arbeitshypothesen: *„1164 wurde die Kirche bereits eingeweiht und ihr als Wittum u.a. ein Gut ("mansus") in Wernheri Swanda übertragen. Man darf dies am ehesten auf dem nahen Schönenberg suchen, wo die erste Hauptgrube des Silberbergbaus, der "berg"(=Grube) bei Schönau, bald den älteren Siedlungsnamen Wernheris Swanda verdrängt hat und ganz in der Nähe*

die *"Entulines swande"* im heutigen Entenschwand noch fortbesteht.“ Quelle: Schlageter, Albrecht (1988): „*Beitrag zur Siedlungsgeschichte der Täler im Umkreis des Berges (Münstertal. Großes und Kleines Wiesental)*“, in: Das Markgräflerland: Beiträge zu seiner Geschichte und Kultur, 50.1988, Heft 1.1988, Seite 59.

Von diesem Ausgangspunkt aus bewege ich mich nun (vorsichtig) auf dem Feld der Volksetymologie. Deshalb der kurze Hinweis: *„Bei einer Volksetymologie, auch Fehl-etymologie, Paretymologie und Eindeutung, handelt es sich um eine naive Form der Etymologie, durch die ein in seiner Herkunft undurchsichtiges Lexem (Wort) inhaltlich gedeutet und/oder nach dem Vorbild eines Lexems mit ähnlicher Form und/oder Bedeutung umgeformt wird. Bei der Volksetymologie handelt es sich also um einen historischen Wortbildungsprozess, bei dem ein bislang unbekanntes beziehungsweise semantisch undurchsichtiges Wort (etwa ein Fremdwort) nach dem Vorbild eines vertraut klingenden Wortes umgebildet wird. Hierbei kann sowohl der Wortkörper lautlich verändert werden, als auch durch das Mittel der Analogie eine phantasievolle Neubildung entstehen.“* Quelle: <https://de.wikipedia.org/wiki/Volksetymologie>

Ist die Bezeichnung als „Schweden“ volksetymologisch möglicherweise in Verbindung mit der hier nahe liegenden Rodungstechnik des *Schwendens* (z. B. im Ortsnamen des nahen Entenschwand enthalten) zu sehen? Hätte der älteren Siedlungsnamen *Wernheris Swanda* teilweise Bestand gehabt, würde Schönenberg heute möglicherweise *Wernherisschwand* oder in Abwandlung von Schönenberg *Schönenschwand* heißen. Zu prüfen wäre, wie groß die phonetische Differenz zwischen der grundmundartlichen Aussprache von *"Schwende"* und *"Schwede"* im Raum Schönau ist bzw. war? Je geringer die Differenz, desto naheliegender wäre eine volkstümliche Umdeutung, sobald man die Grundbedeutung des Begriffs *"Schwende"* nicht mehr genau kennt – wobei der Begriff allerdings umgangssprachlich stets präsent war. Also sicherlich auch keine Lösung!

Nicht unerwähnt möchte ich aus vielen Befragungen deren gemeinsame Einschätzung festhalten, dass es *„in Schönenberg doch auffallend viele Rothaarige“* gibt, in denen man wohl volksetymologisch die immer noch genetisch geprägten Nachkommen jener Schweden sah, die als wikingergeprägte Nordmänner hier im 30-jährigen Krieg irgendwie hängenblieben. Wobei ich auch hier – und gerade in diesem Zusammenhang – wieder auf meinen bereits schon gemachte Textpassage hinweisen möchte: *„Der Begriff Schweden oder Schwedische Armee oder Schwedisches Heer - sie nannten sich selbst Schwedisch-Finnische Armee – war nur ein irreführendes Etikett und militärischer Tarnmantel dafür, dass es sich hierbei um die größte paneuropäische Armee vor Napoleon handelte. Schwedischstämmige stellten in dieser Armee einen nur geringen Anteil der Obristen. Das Hauptkontingent des Heeres wurde von Feldmarschällen der Konföderierten und deren Bastanten-Soldaten (90%) gestellt - im Gegensatz zur der von Gustav Adolf selbst geführten Royal-Armee. Die sog. Bastanten setzten sich überwiegend aus Deutschen, Finnen, Livländern, Böhmen, Schotten, Iren, Niederländern und Wallonen zusammen. Der Mannschaftsbestand betrug 1632 im November 149.200 Mann.“* (Quelle: <http://www.30jaehrigerkrieg.de/welser-n-von/>).

Auch wenn die Kirchenbücher erst später einsetzen: irgendwelche Anmerkungen wäre selbst später ganz sicher von den Pfarrern gemacht worden. Aber auch die Kirchenbücher tragen nichts Erhellendes dazu bei.

Ich löse mich deshalb von einer möglichen direkten Verbindung zwischen *Schweden* und dem *Schwenden* ab und beleuchte den Namen „Swanda“ als primären Hinweis auf das *Schwenden* als Rodungstechnik und Namensgeber.

„Swanda f. (ahd.), ein durch swenden gewonnenes Stück Land 4 (1) Airischwand, Markt Nandlstadt (Lkr. Freising): 775 in silva nuncupante Archinswenti; (2) Hepenschwand, Gde. Höchenschwand (Lkr. Waldshut): 983 Heibenswanda\ (3) Schwendt, Gde. Taufkirchen an der Pram (A, Oberösterreich, pol. Bez. Schärding): 1110/30 duo predia ... et ad Suenta\ (4) Gschwendt, Gde. Kottes-Purk (A, Niederösterreich, pol. Bez. Zwettl): ca. 1130 ad Swenta, 1300 Geswent; (5) Schwand, Gde. Stadtsteinach (Lkr. Kulmbach): 1146 Suuantha; (6) Maschwanden (CH, Kt. Zürich): 1189 or. predium Maswandon; (7) Rabenschwand, Gde. Oberhofen am Irrsee (A, Oberösterreich, pol. Bez. Vöcklabruck): 12. Jh. Rabinswanc mansus /, De Rabs-want; (8) Schwanden (CH, Kt. Glarus): 1240 or. Henricus de Swando. Wie aus den historischen Siedlungsnamenbelegen hervorgeht, ist neben den für das Alt- und das Mittelhochdeutsche lexikographisch erfassten stark flektierten Substantiven ahd./mhd. swant m. (a-Deklination) und ahd. swendi/ mhd. swende f. (/Deklination) ein wohl der w-Deklination folgendes Femininum ahd. swanda mit der konkreten Bedeutung ‚ein durch swenden, Roden des Waldes gewonnenes Stück Land‘ anzusetzen, das in den Belegen zu den Nr. 2 und Nr. 5 im Nominativ Singular (Heibenswanda, Suuantha) und im Beleg zu Nr. 6 im Dativ Plural (Maswandon) steht. Gestützt wird der Ansatz eines schwachen Femininums swanda durch die Flurnamenbelege aus dem Untersuchungsgebiet, bei denen die umlautlose Form ausnahmslos im Femininum gebraucht wird (siehe unten, Abschnitt D). Als Rodungswort<sup>46</sup> deutet Schwand auf die Methode der Gewinnung von Kulturland durch das Schwenden hin, „eine langsame, mehrere Jahre dauernde Art der Waldbeseitigung und Bodengewinnung“ (WIESINGER 1994, 124). Die Bäume wurden bei dieser Rodungsmethode durch das Abschälen der Rinde und der daraus resultierenden mangelnden Flüssigkeitszufuhr zum Absterben gebracht und anschließend entfernt, verbrannt oder zum Vermodern liegen gelassen. Schwand hat zunächst wohl nur das durch Schwenden urbar gemachte Land bezeichnet, während es später ganz allgemein für Rodeland stand (Debus/Schmitz 2004, 3500). C. Im Oberdeutschen und Alemannischen ist Schwand weit verbreitet. Außerhalb dieses Dialektraumes kommt es seltener vor. Flurnamen wie Schwenn, 1495 in der swende (JUNG 1985, 174) und Schwandwies (Kehrein 1872, 549) markieren die rechtsrheinische Nordgrenze der Verbreitung an der Lahn. Vgl. die Karte Rodungsnamen in Deutschland in: Menke 1996, 1079. 382. In Baden konzentrieren sich mit Schwand, Schwände m./f. gebildete Toponyme, die bis in das 13. Jahrhundert zurückgehen, auf den Südschwarzwald; sie stehen in Zusammenhang mit Rodungs- und Siedlungsaktivitäten des Klosters St. Blasien. Oft ist Schwand Grundwort eines Kompositums: vgl. Alten-, Enten-, Frohn-, Wittenschwand. Vereinzelt ist im Badischen noch das Verb schwanden, roden<sup>1</sup> bekannt (BadWb 4, 771). Durch Gutturalisierung bzw. Assimilation aus Schwand(en) hervorgegangen sind die Ortsnamen Schwangen und Schwann (ebd., 771 f.). Schwende f. kommt in Baden ebenfalls vor. Auch diese umgelautete Form ist toponymisch belegt, z. B. 1201 in Swendi (Bodenseekreis), und kommt als Bestimmungswort vor: Schwende -graben, -matte, Schwendenbach (983 quo Svendenbach influit Albam: Altname eines Flusses bei Höchenschwand, Lkr. Waldshut), -berg, -höfe etc. (ebd., 793f). Den Breisgau betreffende Flurnamenstudien verzeichnen Schwand-Namen: 1500 Inn der schwenck gers-ten, 16. Jh. A. von der Swendgersten, rezent 437 Der Beleg zeigt Gutturalisierung nd > ng sowie eine barocke Buchstabenhäufung, die als reine Schreibvariante und nicht als Auslautverhärtung

interpretiert wird“ Quelle: <https://digital.sulb.uni-saarland.de/viewer/rest/-content/teil/-1655719335/de/>

Auch eine Option: das Ganze auf sich beruhen lassen! Zumal sich noch eine zusätzliche, nicht minder interessante Frage aufgebaut hat: in den Interviews mit Bürgern aus Schönau, Schönenbuchen und Entenschwand kam überraschend heraus, dass man die Entenschwander – so wie diese sich auch selbst – als *Norweger* bezeichnen.

Möglicherweise sind dann die Schönauer *Finnen* oder die Wembacher *Dänen*? Ist aber nicht so – die heimischen *Skandinavier* bleiben auf Norwegen und Schweden und räumlich auf Schönenberg und Entenschwand begrenzt! Wie ist so etwas möglich? Warum sind diese Bezeichnungen ausschließlich auf die beiden Orte begrenzt? Und warum taucht diese Thematik nicht in Böhlers umfangreichen Werken über Schönau auf? Sollte sie ihm tatsächlich unbekannt sein? Oder möglicherweise doch noch jüngeren Ursprungs? Gedanklich intensives Grübeln, dann Ausschlussverfahren und Fokussierung – die Lösung kann dann auch nur in einem der beiden Orte zu suchen und zu finden sein.

Und wo kristallisiert sich dieser eine Punkt, vom dem aus das Ganze mit großer Wahrscheinlichkeit seinen Anfang genommen hat? An einer Wand in der alten Schule (heutiges Rathaus) von Schönenberg – dem einstigen Bildungszentrum – und das meine ich ganz wörtlich.

Zur Schule in Schönenberg schreibt Böhler: *„Die Schulakten beginnen mit 1830. Der Lehrer wohnte im kleinen Wachthäuslein, das sehr feucht war. Der Jahre, um 1850 herum, wohnte der Lehrer sogar in Schönau. Im Jahre 1856 wurde mit dem Bau eines neuen Schulhauses begonnen. 1856 wurde die Zusammenlegung mit der Schönauer Schule und Schönenberg abgelehnt. Die Schule wurde 1913 umgebaut und vergrößert.“* Quelle: Eduard Böhler (1960): *„Die Geschichte von Schönau im Schwarzwald“*. Rombach, Freiburg im Breisgau 1960, S. 393.

Dort hing einst – so berichten es die Zeitzeugen – eine große plastische Karte vom Großen Wiesental, ein buntes kartografisches Relief. In Zeiten damaliger Medienarmut in den Schulen als 3-D-Modell ein absoluter Hingucker und faszinierendes Lernmittel.

*„Kartografische Reliefs (Hochreliefkarten): In dieser kartenverwandten Darstellung wird die Höhenstruktur eines Gebiets maßstäblich verkleinert, aber dreidimensional und in den meisten Fällen überhöht umgesetzt. Verwendete Flächenfarben können Höhenschichten, Vegetation, Bodennutzung oder andere Aspekte veranschaulichen. Zur begrifflichen Abgrenzung von den zweidimensionalen Darstellungen wird es mitunter auch als plastische Karte bezeichnet. Derartige Modelle der Erdoberfläche wurden außerhalb der Pädagogik bis ins 20. Jahrhundert ebenfalls als Reliefkarte bezeichnet“* Quelle: <https://de.wikipedia.org/wiki/Reliefkarte>

Wie Zeitzeugen berichten, orientierte sich das Hochrelief-Modell am Gemarkungsplan von 1773 bis 1783. Schönenberg und Entenschwand sind von ihrem Siedlungstypus *Straßendörfer*. Was ist damit gemeint? *„Ein Straßendorf ist eine dörfliche Siedlungsform und eine besondere Art des Reihendorfs. Wie beim Reihendorf ist auch beim Straßendorf ein langgestrecktes topografisches Objekt, aber eingeschränkt auf Straße oder Weg, vorhanden. Die Höfe oder Hofstellen liegen meist in regelmäßigen Abständen und unmittelbar mit den Wohngebäuden und Nebenanlagen wie Ställen,*

*Scheunen, Mauern, Zäunen, Gärten am Verkehrsweg liegend, angelegt. Wie das Reihendorf, so ist auch das Straßendorf dadurch gekennzeichnet, dass, wenn die örtlichen Gegebenheiten und Geländebedingungen es ermöglichen, jeweils am Anfang und am Ende des Straßendorfes noch weiter gesiedelt, das heißt noch weitere Hofstellen oder Wohngrundstücke angelegt werden können“.* Quelle: <https://de.wikipedia.org/wiki/Stra%C3%9Fendorf>

Beide Dörfer zeigen sich somit als langgestreckte, schmale Strukturen, die sich in ihrer geografischen Ausdehnung in einem kartografischen Relief und entsprechender Phantasie bzw. konkretem erdkundlichen Wissen sehr wohl mit bestehenden nationalen Großräumen vergleichen lassen – wobei man die entsprechend geografische Pol-Ausrichtung berücksichtigen muss. Und da bietet sich die Struktur Schönenbergs im Vergleich zu Schweden geradezu an und auch Entenschwand passt relativ gut zu Norwegen als dessen skandinavischer Nachbar. Selbst heute noch – wo doch Neubaugebiete und zahlreiche Umbauten die beiden alten Dorfbilder nachhaltig verändert haben, können diese Grundformen noch nachverfolgt werden (vergl. Webseiten).

Wobei es erst auf den zweiten Blick hin auch historisch interessante Parallelen gibt. Schönau verdankt sehr viel Schönenberg und seinen reichen Silberminen, was seine eigene siedlungsgeschichtliche Entwicklung hin zur Stadt betrifft. Nicht umsonst buhlten schon früh auch die beiden Klöster St. Trudpert und St. Blasien klerikal konkurrierend um beide und beide bekamen gemeinsam das weltlich-privilegierende Burgrecht. Und sicherlich wäre selbst auch die weitere Entwicklung sogar von Todtnau ohne die montane Erfahrung von Schönenberg so nicht denkbar. Der Erzreichtum war der entscheidende Schlüssel – so wie übrigens auch in Schweden, dessen europäische Vormachts- und zeitweilige Großmachtstellung ohne dessen Bodenschätzen, darunter eben auch das Silber, nicht vorstellbar wäre.

So wie Schweden aber einst auch seine politisch-territoriale Vorrangstellung verlor, bedeutete die Erschöpfung der Erzvorräte für Schönenberg den Verlust seiner einst privilegierten Stellung im Raum Schönau. Und wie auf dem skandinavischen Schild Norwegen neben Schweden über eine lange Zeit eine eher untergeordnete Rolle in starker politischer Abhängigkeit spielte, so entwickelte sich zwischen Entenschwand und Schönenbuchen erst nach dessen Hochblüte eine Nachbarschaft auf gemeinsamer landwirtschaftlicher Basis. Wobei in Norwegen auch wiederum Bodenschätze die entscheidende geopolitische Rolle zur Unabhängigkeit übernahmen: das vor der Küste in Offshore-Technik geförderte Erdöl und Erdgas. „*Jeder Vergleich hinkt*“ – eine alte Weisheit, dennoch erscheinen sie mir hier in diesem konkreten Fall erwähnenswert.

Und noch etwas fällt auf: die geometrischen Formenparallelität ist rein optisch bzw. flächenmäßig zu bewerten und die Auswahl auf Norwegen und Schweden daher nur auf die äußere Form zurückzuführen. Denn im streng katholischen Umfeld von Entenschwand und Schönenbuchen ist die Auswahl auf zwei *wüstgläubig*-evangelischen Nationen, davon eine federführend im dreißigjährigen „*Glaubenskrieg*“ und für den brandschatzenden Überfall auf Schönau 1634 verantwortlich – doch etwas erklärungsbedürftig. Zumal es noch nicht so lange her ist, auch wenn dies von den offiziellen kirchlichen wie weltlichen Stellen immer gerne dementiert oder zumindest bagatellisiert wurde, dass man als Evangelischer – nicht nur in den Dörfern – einen äußerst schweren Stand hatte und z. T. auch auf offene Ablehnung und Ausgrenzung stieß. Wobei es oft Jahre dauerte, bis man diejenige oder denjenigen – zumindest *duldete*.

Und noch länger dauerte es, von den *Rechtgläubigen* in den sonntäglichen Stammtisch aufgenommen zu werden. Vergleichbare Situationen sind mir aus dem Raum Gersbach - Todtmoos bekannt.

Zurück zur Reliefkarte! Denn von hier aus – an die sich auch andere Zeitzeigen, jedoch erst nach nochmaligem Nachfragen erinnern – bannten sich auch damals schon die im Unterricht üblichen didaktisch-methodischen Vergleiche und Wiederholungen ihren Weg in den umgangssprachlichen Verkehr von Schulkindern und Erwachsenen. Wobei mit der Zeit der eigentliche Ursprung, die Reliefkarte in der Schule, ganz in den Hintergrund und so in das Vergessen (zumal auch die Schule geschlossen wurde) geriet. Und man sich mit der Zeit auch gar nicht mehr fragte, warum man „*Schwede*“ oder „*Norweger*“ genannt wurde: es war halt so. Und da jeder wusste, wer gemeint war, brauchte man auch nicht nachzufragen!

Bis ich 2021 als neugieriger *Auswärtiger* kam – und Fragen stellte. Und wenn man sich früher überhaupt fragte, dann suchte man natürlich nach historischen Erklärungen, geschichtlich-bekanntem Ursachen und Vorfällen. Und auch nach damit verbundenen *zwischenmenschlichen* Möglichkeiten, zumal man ja anscheinend auch heute noch „*in Schönenberg doch auffallend viele Rothaarige*“ antreffen kann. Da waren doch früher auch einmal Schweden im Land...

Für mich war der Ausflug zu den *Schweden* in Schönenberg und den *Norwegern* in Entenschwand auf jeden Fall eine spannende Reise in die nahe Vergangenheit, wo sich Namen und Begriffe verselbständigen und sich so homogen und völlig unspektakulär-banal für immer in die Dorf- und Regionalgeschichte einbetten. Aber auch die Erfahrung, dass die *oral history* – wie *Wolfgang Seidenspinner* ja mehrfach ausführt – real oft nur wenige Jahrzehnte lang als zutreffende Informationsbasis funktioniert. Die aber so – aus meiner Sicht als Auswärtiger – sehr wohl eine identitätsstiftende und solidaritätsfördernde Rolle für die Dorf- und Lebensgemeinschaften beider Dörfer spielte. Und die sich damit als *Schweden* oder *Norweger* namentlich individuell und mit dem besonderen Alleinstellungsmerkmal immer noch erfolgreich als einzigartig unterscheiden – und das bis zum heutigen Tag.

Wenn ich diese Lösung dennoch als Arbeitshypothese bezeichne, so deshalb, da sie nur auf mündlichen Aussagen als *oral history* aufbaut, die allerdings sachlich und fachlich überprüft sind.

#### *Aktuelle Forschung: Schanzen, Mauern und Gräben.*

---

Wie bereits an anderer Stelle schon berichtet: „*Eine sehr harte Zeit brachten die Jahre 1688 –1698 für Schönau, Wembach, Todtnau, Fröhnd und Wieden. Auf der Mühlmatte war ein Lager aufgeschlagen, in welchem sich das Fußvolk aufhielt. Die Reiter quartierten sich in den Bauernhöfen ein und betrogen sich auf eine, für Fremdestruppen unschickliche Weise. So sollen sie ihre Pferde in die Wohnstuben gestellt und die Einwohner in die Ställe getrieben haben. Von Todtnauberg durch Muggenbrunn über Wieden, Multen bis Zell wurden auf den Höhen Verhaue gemacht, Schanzen aufgeworfen und Wachhäuser gebaut. Schönau glich mehr einer Festung, von Wembach und Schönenbuchen aus mit Schanzen und Mauern verteidigt.*“ Quellen: <http://schwarzwaldfuehrer.de/wiesental/ferienorte/schoenau-geschichte.html> mit Bezug auf die „Geschichte der Pfarrei Schönau auf dem Schwarzwald“ von Dekan Clemens Schaubinder (1834) & „Geschichte von Schönau“, Chronik von Geistl. Rat Eduard Böhler.

1688 wurde von den Kaiserlichen in Schönau eine Redoute an der Westseite des Tales und zwischen Wembach und Schönenbuchen weitere Schanzen und Wehrmauern errichtet. Auf der östlichen Seite der Wiese wurde 1691 ein großes Lager aufgeschlagen. 1695 ging es in Flammen auf und wurde wieder neu errichtet. Bei dem Brand – ausgehend von der in einem Privathaus einquartierten Kommandantur – gingen weitere fünf Häuser in Flammen auf. Zudem fielen drei weitere Scheunen durch Unachtsamkeit oder Mutwillen der kursächsischen Soldaten zum Opfer. Ebenso wie 1696 drei Häuser in Wembach

Die Chursachsen haben nicht nur in Schönau ihre Spuren in der Geschichte hinterlassen, sondern auch in Neuenweg. Genauer gesagt: an der Neuenweger Kirche. An der östlich gelegenen Außenwand der nach Norden ausgerichteten Kirche befindet sich links der Seitentüre ein Epitaph aus Buntsandstein für Johann von Marckloffski (1648 - 1691). Er stand im Rang eines heutigen Unteroffiziers und war im Reichslager von Schönau stationiert. Seiner Familientradition folgend, war Johann Markloffsky (Marcklowsky, Marckloffski) ein typischer Berufssoldat, der sich immer wieder einen neuen Dienstherrn suchte und der Reihe nach beim Kaiser, beim Kurfürsten von Bayern und beim Kurfürsten von Sachsen anheuerte und dabei nie über seinen Leutnantsrang hinausgekommen, dafür aber in ganz Europa herumgekommen ist.

Neben den chursächsischen Husaren lag – wie schon berichtet – bis 1699 auch das Schweizer Regiment unter dem Befehl von Johann Heinrich Bürkli in Schönau. Das Regiment Bürkli war von 1691 bis 1699 im Einsatz und bestand aus einem Regiment von 1.700 Mann in 10 Kompanien, die Uniform grauweiss mit roter Weste und roten Aufschlägen. Es handelte sich um eine religiös gemischte, gesamteidgenössische Truppe katholischen und reformierten Kompanien. Sie stellten u.a. den Besatzungsdienst in den Städten Waldshut, Laufenburg, Säckingen, Rheinfeldern, Konstanz, Brengenz und weiteren Orten, wobei Bürkli zum Gouverneur der Waldstädte in Vorderösterreich ernannt wurde.

#### *Die nördliche Sicherung der Reichslagers (1): eine massive Letzmauer als Talsperre.*

Erstmals konnten jetzt Reste der einstigen Sperrmauer dokumentiert werden. Sie diente zur Sicherung des Reichslagers im Norden und erstreckte sich über rund 500 Meter vom östlichen Berghang hinab ins Tal und am westlichen Hang wieder nach oben. Der massive Steinwall mit z. T. 6 – 8 Meter Basis und heutigen noch bis 1,50 Meter Höhe ist auf der östlichen Seite – auf einem starken Hangrelief angelegt – noch gut erhalten. Im Tal selbst natürlich keine Spuren mehr nachweisbar, da hier Friedhofsanlage, Wege-, Straßen- und Häuserbau die einstige Oberflächenstruktur nachhaltig veränderten. Nur am westlichsten Ausläufer sind noch einige in Reihe angeordnete Felsblöcke Belege für die einstige Sperrmauer-Linie, die wohl relativ genau an der heute nördlichen Friedhofsmauer entlang führte.

#### *Die nördliche Sicherung der Reichslagers (2) : ein tiefer Graben als Doppel-Talsperre.*

Südlich dieser Linie verläuft ein großer Sperrgraben, der parallel zu dieser Mauer-Linie läuft. Er ist auf der Luftaufnahme aus dem Jahre 1968 noch gut erkennbar.

Nur noch ein letzter Hinweis: es gibt eine auffallende Nähe, möglicherweise sogar eine direkte Beziehung zwischen der großen Doppel-Talsperre und dem *Haideck* (vergl. Webseiten).

#### *Große Redoute im südlichen Bifang von Schönau.*

Eine Luftaufnahme aus dem Jahre 1968 bildet noch zwei gut erkennbare Teilsegmente einer möglicherweise ebenfalls fünf- oder sechseckigen Polygonalschanze mit ca. 70 Metern Durchmesser ab. Zusätzliche Untersuchungen laufen noch.

#### *Kleinere Wallanlage in der südöstlichen Ecke des Reichslagers.*

Auf der gleichen Aufnahme zeichnet sich an der südöstlichsten Ecke des Reichslagers auf der *Mühlmatte* eine Wallanlage mit ca. 22 Meter Durchmesser ab. Möglicherweise das zusätzlich gesicherte Munitions- und Pulvermagazin. Zusätzliche Untersuchungen laufen noch.

#### *Neu entdeckt: große Polygonalschanze (6-Eck-Schanze) im Süden von Schönau.*

Die mit rund 70 Metern Durchmesser ebenso beeindruckende Polygonalschanze liegt an einem strategisch wichtigen Punkt und ist als geometrische Grundform auf einer nicht datierten Luftaufnahme, die als Postkarte lief, gut zu erkennen.

#### *Zehn bedenkenswerte Gründe einer Neubewertung.*

Zehn bedenkenswerte Gründe, um das Motiv-Tafelbild in Schönenbuchen neu zu bewerten:

- Das Bild entstand vermutlich in den Jahren 1680 bis 1685. Erstmals wurde es 1727 durch einen Künstler vom Kloster St. Trudpert übermalt. 1857 folgt auf der Basis einer Expertise, die eindeutig die Jahreszahl 1727 als Übermalungsdatum bestätigt, eine weitere – zweite – Restaurierung. 1898 eine dritte Restaurierung am Tafelbild mit dem dann falschen Übertrag der Jahreszahl 1771. Dies würde aber auch bedeuten, dass die „Umwidmung“ und „Neugestaltung“ des Tafelbildes nicht 1727 durch den Maler von St. Trudpert ausgeführt wurde, wohl auch nicht 1857, sondern erst mit der dann 1898 durchgeführten vierten Restaurierung. Mit Blick auf die geschichtliche Entwicklung jener Zeit eine bereits von der Erbfeindschaft mit Frankreich geprägte Epoche. Und genau der Zeitraum, in dem in der Sagenwelt die ersten Festlegungen auf die Armagnaken nachweisbar sind. 1956/57 werden wiederum Arbeiten in der Kapelle und vermutlich letztmals auch an dem Tafelbild vorgenommen.
- Die Anlage auf dem *Haideck* könnte möglicherweise Teil eines Schutz- und Versorgungslagers für die Letzinen im Tal sein, das als rückwärtige Infrastruktur die optimale Funktion beider Letzinen garantierte und Versorgungs- und Rückzugsbasis für die Verteidiger der Letzinen war. Damit ist aber die *Letze von Schönenbuchen* lediglich ein Teil eines umfangreichen Defensivsystem zur Tal-sicherung, wozu auch die *Letze bei der Aiterbach-Brücke*, der *Letzigraben* unterhalb der *Letze von Schönenbuchen*, die große *Letzimauer* sowie auch die *Haideck-Wallgraben-Anlage* als Teil eines dortigen Lagerplatzes mit Schutz- und Versorgungsfunktion auf dem *Letzberg* gehören. Sie zählen alle zu einem

gemeinsam geschaffenen und gemeinschaftlich genutzten defensiven Gesamtsystem, das sich homogen unter dem Namen *Letzberg* zusammenfügt. Ein- und angebunden ist dieses System in Richtung Südwesten bis zum dortigen *Dachseck* mit dem *Dachsgraben* und dem *Letzbrunnen*. Und natürlich die Letzinen von Wembach (mindestens eine Doppelsperre, wenn nicht drei kombinierte Letzinen). Neu hinzukommt – auf Grund eines Hinweises aus der Bevölkerung – der Standort einer Wachtstation (Fundamentmauern) auf dem nördlichen Ausläufer der *Mairösleinhalde*, einem strategisch wichtigen Beobachtungs- und Überwachungspunkt und Bestandteil der großen Letzmauer zur Sicherung des Reichslagers. Neu ist auch die Deutung des *Lötzbächlin* als *Letzbächle* und die Zuweisung in das Defensivsystem als Annäherungshindernis auf der westlichen Wiesenseite. Neu sind auch s Reste der einstigen Sperrmauer (Letzmauer, Wehrmauer) an der *Oberen Mühlmatte*: es gibt eine auffallende Nähe, möglicherweise sogar eine direkte Beziehung zwischen der großen Talsperre und dem Haideck (vergl. Webseiten). Mit den zwei Schanzanlagen im Süden ergibt sich nun erstmals ein relativ ganzheitliches Bild des Schutz- und Sicherungssystems rund um Schönau.

- Ich konnte trotz umfangreicher Recherchen bislang keinen einzigen belastbaren Nachweis dafür finden, dass 1444 Armagnaken vor Ort in Schönau waren. Aus naheliegenden Gründen müsste St. Blasien entsprechende Hinweise auch für den konkreten Einsatz explizit des *Hauensteiner Landfahnen* und dessen Mannschaftskontingente für Schönau und Todtnau besitzen: dem ist aber (bis dato) nicht so. Dagegen sind 1444 die tatsächlich stattgefundenen Raubzüge der Armagnaken ins Hochrheintal urkundlich belegt. Ebenso wie der nachweislich missglückte Versuch, von dort über den Dinkelberg ins Wiesental zu gelangen. In den Sagen über den Einfall der Armagnaken gibt es keinerlei Hinweis, dass diese Schönau in Brand gesteckt haben. Es wird nur von dem Kampf an der Letze geschrieben. Dennoch sind auf dem Tafelbild eindeutig brennende Schönauer Häuser zu sehen – diese weisen dann aber eher auf die Jahre 1634 sowie 1677 und 1678. Ebenfalls spricht sich der historisch versierte Abt Gerbert klar gegen eine Beteiligung der Armagnaken aus, ohne jedoch den *Mythos Schönau* faktisch in Frage zu stellen. Dafür legt er – bildlich gesprochen – wohl bewusst, eine „zweite Spur“.
- Es sprechen mehrere Indizien dafür, dass mit hoher Wahrscheinlichkeit zwei für die Schönauer Bevölkerung traumatischen Ereignisse – 1634, 1677 und 1678 – und mit wenigen Jahrzehnten Abstand sehr wohl durch die *oral history* abgesichert, die gemeinsame thematische Ausgangsbasis für das Tafelbild schufen. Vor allem das Jahr 1678 ist wohl entscheidend, nachdem französische Truppen Schönau erneut überfallen und wiederum teilweise in Brand gesetzt hatten. Nur für 1677 sprechen historische Quellen erstmals eindeutig davon, dass sich „die Schwarzwälder zur Wehr setzten und viele ihrer Feinde in den Engpässen erschlugen“. Wobei man zu diesen „Engpässen“ auch die Letzinen von Schönau zählen muss. Was meine These stützt, dass auf dem ursprünglichen Bild thematisch bewusst beide Zeithorizonte vereinigt wurden, welche dann über die Sagenwelt noch um einen dritten, nämlich dem Ereignis von 1444, erweitert wurde. Dies würde auch erklären, warum das ursprüngliche Bild auch bewusst beide Überfälle quasi synonym gemeinsam in einem Bild verarbeitete.

- Der noch 1953 nachgewiesene Flurname „*Schwedengrab*“ in Nähe der Kapelle als Standort der Letze sehe ich ebenfalls in engem Zusammenhang mit beiden Ereignissen – also 1634 wie auch 1677/78. Im Volk wurde nachweislich nicht zwischen Schweden und Franzosen unterschieden, denn in beiden sah man den gemeinsamen Feind, den selben Gegner und den gleichen Angreifer: 1634 wie auch 1677/78 waren sie engste Verbündete. Das „*Schwedengrab*“ kann also ein „*Schwedengrab*“, aber auch ein „*Franzosengrab*“ sein. Ich erinnere nur an den „*Schwedentrunk*“ oder die „*Schwedenschanzen*“ – beides gerne, aber fälschlicherweise, nur dem schwedischen „*Feind*“ zugeordnet.
- Wichtig sind auch die gesicherten Funde historischer *Krähenfüße* (Seith/Böhler) auf dem fraglichen Areal – es wurde dort aktuell aus denkmalschutzrechtlichen Überlegungen (noch) nicht mit Detektoren auf weitere Funde abgesucht.
- Das zunächst *weltlich* erscheinende Tafelbild einer Schlacht ist in Wirklichkeit ein im Stil des späten Barocks (Übergang zum Rokoko) geprägtes katholisches Motivbild einer wundersam-sagenhaft-himmlischen Rettung und bildet damit keinesfalls ein reales Kriegs- oder Kampfgeschehen ab. Kleidung und Bewaffnung der abgebildeten Personengruppen wurden im Stil des späten Barocks übermalt und entsprechen somit weder der damals (1444 bzw. 1634 bzw. 1677/78) tatsächlich eingesetzten Waffentechnik noch den Uniformen bzw. Kriegstrachten jener Zeit – sie lassen damit aber auch keine zeitlichen Schlussfolgerungen wie diese zu: „*Noch sind Feuerwaffen nicht in Gebrauch. Auch das weist darauf hin, daß dieses Bild nicht an den Schwedenkrieg erinnert, sondern an viel frühere Kriegszeit*“ (Böhler).
- Es handelt sich bei der Darstellung auch nicht um eine „*Schlacht*“ im eigentlichen Sinn, da hier nicht zwei Heere aufeinanderprallen. Dazu gehört auch, dass auch die Fußtruppen – bestehend aus den wehrfähigen Talbewohnern – nicht in das Geschehen eingreifen, sondern lediglich als passive Zuschauer fungieren. Dagegen wird das rein defensive Handeln einer zivilen Gruppe (ohne Uniform, Rüstung, Waffen) von Schwarzwälder Bauern an einer Letze mit dem bloßen Auswerfen von *Krähenfüßen* (Wurfeisen) im sog. *Kleinen Krieg* als besondere und entscheidende Form des zivilen Widerstands dargestellt, vergleichbar mit dem sog. „*Volkskrieg*“ der Guerillas und Partisanen.
- Die Interpretation, bzw. die klare heraldische Zuweisung über die dargestellten Feldzeichen (Fahnen, Wimpel), ist teilweise nicht mehr möglich, da mehrere entscheidende Objekte nachweislich und wohl bewusst übermalt wurden. Wobei z. B. auch der *Hauensteiner Landfahnen* immer unter dem eigenen Feldbanner (Tanne) auftrat – fehlt. Dies fördert nicht nur eine „*freie*“ Auslegung, sondern damit auch die Bildung eines zeitlosen Mythos. Das Tafelbild vermittelt aber auch verschlüsselte Botschaften auf die Zeit seiner Entstehung bzw. Hinweise nicht nur auf das hier unmittelbar abgebildete Ereignis. Aber ermöglicht auch historische Querverbindungen sowie Überraschungsmomente wie die bewusst zentrale Darstellung der Figur eines „*Türken*“.
- Die Wurzeläste der Sagenwelt ziehen im Fall Schönenbuchen ihre Inhalte erkennbar aus zwei völlig unterschiedlichen Epochen mit zwei völlig unterschiedlichen Nationalitäten. Deshalb wird aus diesem Konvolut ein völlig neues Sa-

genbild konstruiert, das beide traumatischen Erfahrungen verbindet. Dabei wird das ursprüngliche Geschehen neu kreiert: während die realen Ereignisse sich zwischen 1634 und 1678 abspielten (also sehr wohl noch innerhalb dem überprüfbaren Zeitraum der mündlichen Überlieferung), projiziert man den „neuen“ Inhalt weit zurück ins das Jahr 1444 und das obwohl – wie schon angemerkt – die *oral history* erfahrungsgemäß nur einen Zeitraum von höchstens 100 Jahren abdeckt. Eine mündliche Überlieferungskontinuität – am besten gleich noch über mehrere Jahrhunderte – ist wissenschaftlich jedoch nicht belastbar. Sagen müssen daher vor allem (Stichwort Quellenkritik) immer in der Zeit gesehen werden, in der sie an die Öffentlichkeit treten. Dabei werden sie oft ideologisch instrumentalisiert und gezielt in einen engen Zusammenhang von Mythos, Tradition, Verherrlichung, Patriotismus und Nationalismus gestellt, gepaart mit einer restaurativ-idealisierten Rückbesinnung auf vergangene Zeiten (Griechen, Römer, Germanen), um sich so auf (scheinbar) gemeinsame nationale Wurzeln zu berufen, welche zur Identitätsstiftung beitragen sollen.

### Wie alles zusammenhängt und zusammenspielt (Zeittafel).

---

- 1013 Schönau unter der Schutzvogtei Bischof von Basel 1013 – 1125
- 1125 Schönau unter der Schutzvogtei der Zähringen 1125 -1218
- 1218 Schönau unter den Herren von Staufen 1218 – 1321.
- 1304 Abor dicta dui Schoenbuoch (Kapelle Schönenbuchen).
- 1321 Schönau unter den Habsburgern 1321- 1797.
- 1321 Talbrief regelt die Rechtslage der Talvogteien.
- 1321 Freiheit der Jagd, des Fisch- und Vogelfangs für die Schönauer Talbewohner
- 1322 Schwerer Brand im Kloster St. Blasien.
- 1337 Ob der Schoenenbuochen.
- 1348 Pest in Schönau.
- 1374 *Lötzbächle* im Berain 7214.
- 1380 Pest in Schönau.
- 1410 Bündnis Habsburg-Österreich auf Waffenhilfe wider die Schweizer.
- 1420 Pest in Schönau.
- 1428 Verpfändung Schönaus an die drei Waldstädte.
- 1433 Einungsvertrag der Vogteien für den Hauensteiner Landfahnen.
- 1443 Erster Hinweis auf Armagnaken-Einfall ins Schönauer Tal.
- 1444 Schlacht bei St. Jakob an der Birs bei Basel.
- 1435 Schweres Hochwasser der Wiese.
- 1439 Konrad Kaeyser St. Blasianischer Ammann in Schönau.
- 1446 Basler Raubzug bis nach Zell.
- 1446 Verpfändung Schönaus an den Markgrafen von Hachberg-Sausenberg.
- 1467 Erster schriftlicher Hinweis auf Letzinen im Südschwarzwald: St. Blasisches Waldamt.
- 1468 Erster Schweizer Krieg, auch *Waldshuterkrieg* oder *Schaffhauserkrieg*.
- 1469 Verpfändung Schönaus an den Herzog von Burgund.
- 1469 Clewin Schmidlin St. Blasianischer Ammann in Schönau.
- 1471 Verpfändung des Hauensteiner Landfahmens an Burgund.
- 1474 Schönauer kämpfen an der Seite der Eidgenossen: Burgunderkriege.
- 1477 Pest in Schönau.
- 1477 Burgunderkriege werden beendet.
- 1484 Erster Hinweis auf Letzinen im Südschwarzwald: St. Blasisches Waldamt.
- 1488 Wallfahrtskapelle von Schönenbuchen wird in einem Berain erwähnt.
- 1499 Zweiter Schweizerkrieg oder *Schwabenkrieg*.
- 1499 Friede zu Basel: die Eidgenossen scheiden aus dem Reichsverband aus.
- 1510 Pest in Schönau.
- 1517 Erstes Gefängnis in Schönau.

1524 Beginn der Bauernunruhen auch in Schönau (Nichterfüllung der Zehntpflicht).  
 1524 Schönauer und Todtnauer ziehen ins Münstertal und plündern das Kloster St. Trudpert.  
 1525 St Blasien wird durch den *Hauensteiner Haufen* verwüstet.  
 1526 Pest in Schönau. St. Blasien wird in die Luft gesprengt.  
 1527 Basel „verlässt“ den katholischen Glauben.  
 1534 Bauern plündern das Kloster St. Blasien.  
 1535 Markgrafschaft Baden: Erbteilung in die Markgrafschaften Baden-Baden und Baden-Durlach  
 1536 Letze und Letzegraben bei Schönenbuchen in einem Berain erwähnt.  
 1541 Abt Caspar I. Müller (1541-1571).  
 1555 Augsburger Religionsfrieden.  
 1556 Reformation in der Markgrafschaft Baden-Durlach mit neuer Kirchenordnung.  
 1574 Die im Bauernkrieg zerstörte Schönauer Ammanei wird wieder aufgebaut.  
 1564 Pest in Schönau.  
 1606 Erneuerung der alten Fisch- und Jagdordnung.  
 1608 Huldigungszeremonie in Schönau.  
 1610 Pest in Schönau.  
 1611 Pest in Schönau.  
 1612 Huldigungszeremonie in Schönau.  
 1612 Pest in Schönau.  
 1612 Der Schönauer Rappenkrieg.  
 1622 Pest in Schönau. Starke Teuerung der Nahrungsmittel.  
 1623 Über die Bernauer Wacht dringen von St Blasien her spanische Reiter ins Schönauer Tal.  
 1618 Ausbruch des Dreißigjährigen Krieges (1618 – 1648).  
 1629 Pest in Schönau.  
 1632 Schwedische Truppen legen St. Trudpert und 70 Häuser in Schutt und Asche.  
 1633 Schweden besetzen die Waldstädte.  
 1633 Kaiserliche plündern Heubronn.  
 1633 Hungersnot herrscht in Schönau.  
 1634 Raubzug der Schweden nach St. Blasien. Schönau wird in Brand gesetzt.  
 1635 Frankreich tritt als enger Verbündeter der Schweden in den Krieg ein.  
 1635 Pest in Schönau.  
 1637 Schönauer bei Schanzarbeiten der Kaiserlichen in Klein-Hüningen  
 1638 Schweden besetzen die Schanzen bei Klein-Hüningen und zerstören sie.  
 1638 Scharmützel mit den Schweden in Schönau – ein Wembacher Bürger wird getötet.  
 1639 Bernhard von Weimar stirbt: Frankreich übernimmt die schwedischen Positionen.  
 1608 Huldigungszeremonie in Schönau.  
 1639 Pater Augustinus Heim Pfarrer in Schönau.  
 1640 Markgraf von Baden verkauft Klein-Hüningen an Basel.  
 1643 Schwedische Soldaten stecken die Gschwender Mühle in Brand.  
 1644 Schutzbrief des Feldmarschalls Freiherr Franz von Mercy für Schönau.  
 1648 Ende des Dreißigjährigen Krieges.  
 1649 Wolfs- und Bärenjagd rund um Schönau.  
 1652 Neue Grenzziehungen in der Talvogtei nach dem „*Schwedenkrieg*“.  
 1654 Konflikte zwischen Rat, Vogtei und Kloster St. Blasien.  
 1655 Klage über den schlechten Zustand der Wallfahrtskapelle.  
 1659 Neue Glocken der Wallfahrtskapelle werden eingeweiht.  
 1671 Pater Gebens Studien über Schönau.  
 1672 Französisch-Holländische Krieg (1672 - 1679)  
 1674 Kaiserliche Truppen im Tal.  
 1677 Erstes Wachthaus in Schönau. .  
 1677 Franzosen stecken den oberen nördlichen Teil von Schönau in Brand, Kampf an der Letze...  
 1678 ... und den unteren südlichen Teil von Schönau.  
 1679 Vauban beginnt den Bau der Festung Hüningen (Vollendung 1691).  
 1680 Tafelbild der Kapelle entsteht (1680 - 85).  
 1688 Pfälzischer (auch Orléanische oder Neunjährige) Krieg (1688 - 1697).  
 1688 Schönau wird zur Hauptverteidigungsstelle im Wiesental ausgebaut: Reichslager.  
 1690 Sperrmauer an der *Letze von Schönenbuchen* (bis 1697).

1691 Festungswerk Hüningen vollendet.  
 1693 Franzoseneinfall in Baden.  
 1693 Markgraf Ludwig Wilhelm von Baden baut *Vordere Linie* aus.  
 1694 Hüningen baut rechtsrheinischen Brückenkopf (Schusterinsel).  
 1695 Kaiserliches Heerlager Schönau geht in Flammen auf.  
 1699 Neubau der Wallfahrtskapelle wird vom Weihbischof von Konstanz eingeweiht.  
 1700 Klosterhof von St. Blasien in Schönau.  
 1701 Spanischer Erbfolgekrieg (1701- 1714).  
 1706 Stärke des Hauensteiner Landfahnen: 900 Mann.  
 1716 Pater Reginbertus Klumpp, Administrator in Schönau.  
 1721 Erstmals Kartoffelanbau im Schönau.  
 1726 Türkensteuer.  
 1726 Beginn der Flößerei nach Basel.  
 1726 Pater Reginbertus Klumpp Pfarrer in Schönau.  
 1727 Erste Restaurierung des Tafelbildes.  
 1732 Pater Joh. Evangelist Stocker, Klosterarchivar, Administrator, Kopialbuch.  
 1730 Auswanderungen nach Ungarn.  
 1732 Pater Johannes Evangelist Stocker Pfarrer in Schönau.  
 1733 Polnischer Erbfolgekrieg (1733 – 1735).  
 1733 Verstärkung der Markgräflichen Linien.  
 1733 Einquartierung & Versorgung von 332 Kürassieren und Dragonern mit 337 Pferden.  
 1735 Schönauer schanzen auf der Hochbrugg bei Gschwend ein Wachthaus mit Stallungen.  
 1735 Truppendurchzüge in Schönau mit Verproviantierung und Einquartierungen.  
 1736 Grenzkonflikt bei Hüningen: Baslerisch-französischer Lachsfangstreit.  
 1741 Huldigung der Schönauer für Kaiserin Maria Theresia.  
 1740 Konflikte zwischen Rat, Vogtei und Kloster St. Blasien.  
 1747 Huldigungszeremonie in Schönau.  
 1750 Einstellung von *Hatschieren* wegen Diebstählen und Einbrüche.  
 1752 Konflikt zwischen Kloster Vogt und Rat.  
 1753 Türkensteuer.  
 1756 Ende der Flößerei.  
 1757 Konflikte zwischen Rat, Vogtei und Kloster St. Blasien.  
 1758 Pater Benedictus Meichelbeck Pfarrer in Schönau.  
 1759 Konflikte zwischen Rat, Vogtei und Kloster St. Blasien.  
 1760 Schönauer Bergwerksgerechsamte St. Blasiens.  
 1768 Türkensteuer.  
 1767 Viehseuche & Ungezieferplage, Umritt & Segnung mit dem Stab vom hl. Magnus aus Füssen.  
 1771 Falsche Angabe auf dem Tafelbild (1727).  
 1780 Neubau der Kapelle.  
 1781 Eine Nebenzollstelle wird in Böllen errichtet.  
 1782 Zweite Restaurierung des Tafelbildes.  
 1782 Hauptzollstelle wird im Postwirthshaus in Schönau eingerichtet.  
 1783 Abt Martin Gerbert (Hinweis auf Schweizer statt Armagnaken).  
 1783 Leibeigenschaft wird aufgehoben.  
 1783 Autorität von St. Blasien schwindet: die Waldordnung kann nicht mehr durchgesetzt werden.  
 1792 Erster Koalitionskrieg (1792 und 1797).  
 1793 Landsturm wird aufgeboten. Kämpfe und Opfer an den jeweiligen Kriegsschauplätzen.  
 1796 General Moreau überschreitet bei Hüningen mit 80.000 Mann den Rhein.  
 1796 Franzosen bei Todtnau gefangen: *Schatzstein von Todtnauberg*.  
 1797 Schönau unter dem Herzog von Modenau (1797– 1803).  
 1797 Erster Koalitionskrieg (1792 und 1797).  
 1797 Frieden von Campo Formio.  
 1797 Starke Teuerung durch schlechte Ernte.  
 1799 Zweiter Koalitionskrieg (1799 – 1802): Schönau stellt 225 Bewaffnete.  
 1800 Durchmarsch von 4.000 Franzosen & 100 Munitionswagen: Einquartierung & Naturallieferungen.  
 1801 Schweres Hochwasser der Wiese.  
 1799 Zweiter Koalitionskrieg (1799 – 1802).

1804 Straße durch das Böllenbachtal mit der Weiterführung über den Hau und Sirnitz.  
 1805 Frieden von Preßburg.  
 1805 Schanzarbeiten von Schönauern auf der Schusterinsel bei Hüningen.  
 1806 Schönau wird badisch.  
 1807 Neuorganisation der Vogteien Auflösung der großen Talvogtei.  
 1807 Aufhebung des Klosters St. Blasien.  
 1809 Schönau wird zur Stadt erhoben.  
 1810 Erste *Rotten* (Bürgerwehr, Bürgermiliz) werden zum Schutz der Sicherheit gegründet.  
 1810 Säkularisierung In Schönau: Regierung und Pfarrer bekämpfen Wallfahrt und Rosenkranz.  
 1813 Erster Sagen-Hinweis auf die „*Schlacht bei Schönenbuchen*“.  
 1813 Tumulte und Militär wegen Verlegung des dritten Gottesackers nach Schönenbuchen.  
 1816 Nochmaliger Hinweis auf Johann von Werth.  
 1818 Waldstreit zwischen Schönau und Gschwend-Präg (1818 bis 1852).  
 1830 Eröffnung der Schule in Schönenberg.  
 1845 Die neue Landstraße zwischen Mambach und Wembach, Verlegung auf die linke Wiesenseite.  
 1845 Die Wiesentalstraße wird auf die linke Wiesenseite verlegt bis zur St. Klausenbrücke.  
 1847 Märchen- und Sagensammlungen der Gebrüder Wilhelm und Jacob Grimm.  
 1849 Schweres Hochwasser der Wiese.  
 1850 Neubau der Schule in Schönenberg.  
 1857 Expertise zum Tafelbild mit korrekter Jahreszahl 1727, 3. Restaurierung.  
 1868 Hinweis auf Johann von Werth als Sieger der „*Schlacht bei Schönenbuchen*“.  
 1870 Deutsch-französischer Krieg (1870/71)  
 1874 Schwerer Brand im Kloster St. Blasien.  
 1882 Schweres Hochwasser der Wiese.  
 1887 Weiterer Sagen-Hinweis auf die „*Schlacht bei Schönenbuchen*“.  
 1893 Originale Krähenfüße werden im der Schönauer Kirchturm aufbewahrt.  
 1898 Vierte Restaurierung Tafelbild mit falscher Jahreszahl 1771 und „*neuen*“ Fahnen.  
 1900 Schweres Hochwasser der Wiese.  
 1919 Sage vom „*Schwedenstein*“ bei Schönau  
 1954 Hinweis auf Flurname „*Schwedengrab*“ bei Schönenbuchen.  
 1956 Kapelle und Bild wird zum 5. Mal und letztmals restauriert.  
 1982 Sagensammlungen mit der „*Schlacht bei Schönenbuchen*“.

## Restaurationszyklen

---

1680 – 1727 47 Jahre  
 1727 – 1782 55 Jahre  
 1782 – 1857 75 Jahre  
 1857 – 1898 41 Jahre  
 1898 – 1956 58 Jahre

## Primär- und Sekundärliteratur

---

Anonymus (1928): „*Die Kapelle von Schönenbuchen*“, in: *Kirchenkalender für die Pfarrgemeinde Schönau*, 2. Jahrgang, 1928, Wiesentäler Vereinsdruckerei, Zell i. W..

Beckmann, Ralf (1993): „*Der Gallische Hahn, Württemberg und die Franzosen - Die Berichterstattung zu den Ereignissen von 1688 – 93*“, in: Fritz, Gerhard & Schurig, Rudolf (Hrsg.) 1993: „*Der Franzoseneinfall 1693 in Südwestdeutschland - Ursachen, Folgen, Probleme.*“ Beiträge des Backnanger Symposiums vom 10. und 11. September 1993. Band 1. S. 163 ff.

Böhler, Eduard (1954): „Zur weiteren Erklärung der Bedeutung des Bildes in der Kapelle zu Schönenbuchen“, in: Das Markgräflerland: Beiträge zu seiner Geschichte und Kultur, 16. 1954, Heft 2. 1954.

Böhler, Eduard (1960): „Die Geschichte von Schönau im Schwarzwald“. Rombach, Freiburg im Breisgau 1960, 305 Seiten.

Böhler, Eduard (1960): „Die Geschichte der katholischen Kirche zu Schönau i. Schw.“, in: Das Markgräflerland: Beiträge zu seiner Geschichte und Kultur, 22., 1957, Heft 2., S. 7ff.

Bruckner, Daniel (1751): „Versuch einer Beschreibung historischer und natürlicher Merkwürdigkeiten der Landschaft Basel – Stück 6 (1751) Klein Hüningen“, 4 Kupferstich-Illustrationen, mehrere Holzschnittillustrationen im Text, Klein Hüningen. Basel.

Bürgi, Jost (1983): „Die Letzinen der Urkantone - ein Verteidigungssystem aus der Zeit der Bundesgründung“, in: Mitteilungen des Historischen Vereins des Kantons Schwyz.

Busch, Michael: „Der Bauer als Soldat - ein gescheitertes Konzept der Heeresaufbringung?“, in: Pröve, Klio in Uniform. Seite 143 - 166.

Decker, Klaus-Peter (1981): „Die Schnapphähne am Donnersberg im Jahre 1690. Ein Versuch militärischen Widerstandes gegen die Verbrennungspolitik Ludwigs XIV“. In: Mitteilungen des Historischen Vereins der Pfalz 79 (1981), S. 303 - 324.

Deeke, D. W. (1920): „Der Landhag auf dem Säckinger Hotzenwald“, in: Mein Heimatland, 7, Jahrgang, Heft 1/2, Seite 21 – 27.

Eberlin, August (1878): „Geschichte der Stadt Schopfheim und ihrer Umgebung im Zusammenhang mit der Zeitgeschichte“. Reprint. Verlag Georg Uehlin.

Ebner, Jakob (1932): „Der Hauensteiner Landhag“, in: Mein Heimatland, Karlsruhe, S. 49 - 54.

Ebner, Jakob (1932): „Der Hauensteiner Landhag“, in: Badische Heimat, 19. Jahrgang, S. 165 - 174.

Ehmer, Hermann (1993): „Une fort médiocre campagne“. Der Feldzug des Dauphin in Württemberg im Sommer 1693 aus französischer Sicht“, in: Fritz, Gerhard & Schurig, Rudolf (Hrsg.) 1993: „Der Franzoseneinfall 1693 in Südwestdeutschland - Ursachen, Folgen, Probleme.“ Beiträge des Backnanger Symposiums vom 10. und 11. September 1993. Band 1. S. 51 ff.

Eichberg, Henning (1976): „Militär und Technik - Schwedenfestungen des 17. Jahrhunderts in den Herzogtümern Bremen und Verden“. Geschichte und Gesellschaft (Hrsg.). Bochumer Historische Studien, Band 7. Pädagogischer Verlag Schwann, Düsseldorf.

Eichberg, Henning (1977): „Geometrie als barocke Verhaltensnorm - Fortifikation und Exerzitien“, in: Zeitschrift für Historische Forschung, Bd. 4, Nr. 1, S. 17 - 50.

Eichberg, Henning (1978): „*Die Rationalität der Technik ist veränderlich - Festungsbau im Barock*“, in: U. Troitzsch & G. Wohlauf: Technik-Geschichte - Historische Beiträge und neuere Aufsätze. S. 212 - 240.

Fäschen, Johann Rudolph (1726): „*Kriegs-Ingenieur- und Artillerie-Lexicon*“, Nürnberg, Neudruck 1984, LTR-Verlag, Ulf-Joachim Frieze, Buchholz i. d. N.

Fiedler, Siegfried (1980): „*Grundriss der Militär- und Kriegsgeschichte*“. Erster Band: Die stehenden Heere im Zeitalter des Absolutismus 1640 - 1789. Schild-Verlag München.

Fiedler, Siegfried (1985): „*Taktik und Strategie der Landsknechte 1500 – 1650*“, Bernhard & Graefe, Verlag, Bonn.

Fiedler, Siegfried (1986): „*Kriegswesen und Kriegführung im Zeitalter der Kabinettskriege*“, Bernhard & Graefe, Verlag, Bonn.

Fiedler, Siegfried (1986): „*Taktik und Strategie der Kabinettskriege*“, Bernhard & Graefe, Verlag, Bonn.

Fiedler, Siegfried (1988): „*Taktik und Strategie der Revolutionskriege 1792 – 1848*“, Bernhard & Graefe, Verlag, Bonn.

Fritz, Gerhard (1993): „*Kabinettskrieg, Marodeurskrieg oder Volkskrieg? Überlegung zum militärgeschichtlichen Aspekt des Pfälzischen Erbfolgekrieges von 1688 bis zum Feldzug von 1693*“, in: Fritz, Gerhard & Schurig, Rudolf (Hrsg.) 1993: „*Der Franzoseneinfall 1693 in Südwestdeutschland - Ursachen, Folgen, Probleme*“. Beiträge des Backnanger Symposiums vom 10. und 11. September 1993. Band 1.

Fritz, Gerhard (1995): „*Südwestdeutschland und das Franzosenjahr 1693*.“ Vortrag auf der Jahreshauptversammlung des Historischen Vereins für Württembergisch Franken in Schwäbisch Hall am 8. Mai 1993, in: Württembergisch Franken, 79, S. 117 - 147.

Fritz, Gerhard (1995): „*Einige Beobachtungen zu den demographischen Auswirkungen der Franzoseninvasion von 1692/93*“, in: Schmierer (Hrsg.): Aus süd-west-deutscher Geschichte, S. 447 - 461.

Geiser, Werner (Hrsg.) (2000): „*Ereignis – Mythos – Deutung: 1444 – 1994 St. Jakob an der Birs*“, Basel.

Gerbert, Martin (1783): „*Historia Nigrae Silvae Ordinis Sancti Benedicti Coloniae*“. 3 Bände. St. Blasien 1783 - 1788.

Martin Gerbert & Adalbert Weg (1996): *Geschichte des Schwarzwaldes. Siedlungsgebiet des Ordens des heiligen Benedikts. Vom 13. Jahrhundert bis zur Gegenwart. Band II. Fortsetzung und Schluss. Zehntes Buch. Der Schwarzwald im 15. Jahrhundert nach Christus im 10. des Ordens des heiligen Benedikts. X. Die aufgrund der Schweizer Kriege verworrenen Verhältnisse des Schwarzwaldes.* Original Seiten 211-213, Register Schönenbuchen S. 213 und in der Übersetzung Seite 324. ISBN 3-7936-0750-2

Gießler, Rupert (1938): „*Der Stand der vorderösterreichischen Wehranlagen zu Anfang des 18. Jahrhunderts - eine Denkschrift aus der Zeit um 1710*“, in: Alemannische Heimat, Nr. 13, 5. Jahrgang.

Goerlitzer, Max (1889): „*Die Barrierefestung gegen Frankreich in ihrer militärischen und politischen Bedeutung*“. Diss. phil. Halle-Wittenberg 1889.

Guilleminot, General (1815): „*Militärische Beschreibung des Schwarzwaldes*“, J. G. Cottaschen Buchhandlung, Stuttgart und Tübingen.

Gulat-Wellenburg, Max von (1908): „*Zur kriegsgeschichtlichen Literatur des Oberrheins*“. In: ZGO 62 (1908), S. 46 - 53.

Heller (1841): „*Der Feldzug 1704 am Rhein, an der Donau und in Tirol*“, in: Österreichische militärische Zeitschrift, Bd. 2, S. 253 - 290, Bd. 3, S. 71 - 97, S. 159 - 171, S. 239 - 282, Bd. 4, S. 3 - 36, S. 145 - 189, S. 258 - 293.

Heller (1843): „*Der Feldzug 1702 am Oberrhein. Nach österreichischen Originalquellen bearbeitet*“. In: ÖMZ 1843, Bd. 2: S. 27 - 54 und S. 225 - 288, Bd. 3: S. 31 - 48.

Huber, Konstantin (1993): „*Die demographischen Folgen des Pfälzischen Erbfolgekrieges am Beispiel des Raumes Pforzheim – Maulbronn*“, in: Fritz, Gerhard & Schurig, Rudolf (Hrsg.) 1993: „*Der Franzoseneinfall 1693 in Südwestdeutschland - Ursachen, Folgen, Probleme*“. Beiträge des Backnanger Symposiums vom 10. und 11. September 1993. Band 1. S. 137 ff.

Huber & Rieth (1979): „*Festungen - Der Wehrbau nach der Einführung der Feuerwaffen*“, Glossarium Artis, Wörterbuch zur Kunst, Band 7, Max Niemeyer Verlag, Tübingen.

Huf, Hans-Christian (2003): „*Mit Gottes Segen in die Hölle - Der Dreißigjährige Krieg*“. Econ-Ullstein Verlag München.

Hummelberger, Walter (1963): „*Das kaiserliche Heer zur Zeit Prinz Eugens*“. In: ÖMZ 1963, 5, S. 271 - 282.

Humpert, Theodor (1919): „*Heimatkunde des Amtsbezirks Schönau im Wiesental*“, Schönau.

Hüpper, Georg (1936): „*Von der Vierstromgrenze zur Rheingrenze - der Ausbau des französischen Festungssystems im 17. Jahrhundert vornehmlich unter Ludwig XIV. und die Gegenmaßnahmen der europäischen Mächte*“. Inaugural-Dissertation, Friedrich-Wilhelm-Universität, Berlin.

Jähns, Max (1890): „*Geschichte der Kriegswissenschaften. Zweite Abteilung. XVII. und XVIII. Jahrhundert bis zum Auftreten Friedrichs des Großen 1740*“. Historische Kommission bei der Kgl. Akademie der Wissenschaften (Hrsg.), München und Leipzig

Kissel, Hans (1953): „*Zur Problematik der Verteidigung von Stellungslinien*“, in: Wehrwissenschaftliche Rundschau, 3, S. 585 - 592.

Kittler, G. A. (1951): „*Georg Rimpler - Kaiserlicher Obristleutnant und Oberingenieur im Türkenkriege 1683*“, in: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins, Badisches General-Landesarchiv (Hrsg.), 99. Band, NF 60 Bd., Karlsruhe, S. 139 - 239.

Kleemann, Otto (1894): „*Die Linien (Linien-Verschanzungen) in Mittel-Europa im 17. und 18. Jahrhundert*“. Besonderer Ausdruck aus der „Allgemeinen Militär-Zeitung“, Darmstadt und Leipzig.

Kolb, Johann Baptist von (1816): „*Historisch-statistisch-topographisches Lexicon von dem Großherzogthum Baden enthaltend in alphabetischer Ordnung eine vollständige Beschreibung aller Festungen, Städte, Flecken, Dörfer, Schlösser, Klöster, Stifter, Weiler, Höfe, Zinken, Berge, Thäler, Häfen, Seen, Flüsse, Handelsplätze, Fabrikörter, Gesundbrunnen, Bäder und überhaupt aller in irgendeiner Hinsicht bemerkenswerthen Ortschaften und Gegenden des Großherzogthums Baden, nebst Anzeige ihrer Lage, Entfernung, vormaligen und jetzigen Beschaffenheit, und aller ihrer Natur- und Kunstmerkwürdigkeiten.*“ 3 Bände, Karlsruhe.

Krank, J. (1930): „*Breisgauer Kriegsdrangsale im Spanischen Erbfolgekrieg*“, in: Zeitschrift für Geschichte des Oberrheins ZGO NF (1930), S. 250 - 311.

Kraus, Joh. (1939): „*Das große Schanzwerk des Jahres 1704 (1)*“, in: Zollernheimat - Blätter zur Förderung der Hohenzollerischen Heimat- und Volkskunde, Nr. 5, 8. Jahrgang, S. 33 – 40.

Kraus, Joh. (1939): „*Das große Schanzwerk des Jahres 1704 (2)*“, in: Zollernheimat - Blätter zur Förderung der Hohenzollerischen Heimat- und Volkskunde, Nr. 6, 8. Jahrgang, S. 41 - 48.

Kurzmann, Gerhard (1985): „*Kaiser Maximilian I. und das Kriegswesen der österreichischen Länder und des Reiches*“, Militärgeschichtliche Dissertationen österreichischer Universitäten, Band 5, Heeresgeschichtliches Museum, Wien.

Lais, Edmund (1931): „*Die Bevölkerung des Kirchspiels Schönau i. W. und ihre Wirtschaft im 17. und 18. Jahrhundert*“, in: Das Markgräflerland, 2. Jhg., Heft 2.

Landesvermessungsamt Baden-Württemberg (1997): „*Der Heidewall - des Schwarzwalds längste Mauer*“, Tour 35, thematisch ergänzt durch den Elster Verlag, Stuttgart.

Landesvermessungsamt Baden-Württemberg (1997): „*Von Krieg und Kirche*“, Tour 32, thematisch ergänzt durch den Elster Verlag.

Landesvermessungsamt Baden-Württemberg (1997): „*Von Schanzen, Aussichten und einer Burg*“, Tour 33, thematisch ergänzt durch den Elster Verlag, Stuttgart.

Maissen, Thomas (2015): „*Schweizer Heldengeschichten – und was dahintersteckt*“. ISBN 978-3-03919-340-0.

Ligne, Charles Joseph de (1799): „*Feldzüge des Prinzen Ludwig von Baden in Ungarn und am Rhein*“, mit Anmerkungen. 2 Bde., Dresden 1799.

Linnebach, Karl (1930): „*Feldbefestigungen, dargestellt an Beispielen der Kriegsgeschichte*“, Berlin.

Loesch, Perk (2001): „*L'art de la Fortification - Festungsbau und Festungskrieg vom 16. bis zum 18. Jahrhundert*“. Schriftenreihe der Sächsischen Landesbibliothek - Staats- und Universitätsbibliothek (SLUB), Band 4, Dresden.

Lutz, Dietrich & Schallmayer, Egon (1988): „*1200 Jahre Ettlingen - Archäologie einer Stadt. Begleitheft zur Ausstellung*“. Archäologische Informationen aus Baden-Württemberg. Heft 4. Landesdenkmalamt Baden-Württemberg, Archäologische Denkmalpflege (Herausgeber).

Lynn, John A. (1999): „*The Wars of Louis XIV. 1667 – 1714*“, Longman-Verlag London/New York

Mandar, C. F. (1801): „*De L'Architecture des Forteresses*“. Paris 1801. 8 Tafeln.

Maurer, Hans-Martin (1980): „*Bauernkrieg 1524/25 - Heereszüge der Aufständischen und des Schwäbischen Bundes*“, Beiwort zur Karte VI, 11, Historischer Atlas von Baden-Württemberg, Erläuterungen, Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg (Hrsg.), Stuttgart.

Merkt, Otto (1951): „*Letzinen im Allgäu*“, in: Burgen, Schanzen und Galgen im Allgäu - Das kleine Allgäuer Burgenbuch, Seite 223 - 255, Kösel-Verlag, Kempten.

Metz, Rudolf (1980): „*Geologische Landeskunde des Hotzenwalds*“, Moritz Schauenburg Verlag, Lahr/Schwarzwald.

Meyer, Werner (1995): „*Letzimauern und Landwehren im Spätmittelalter - Gestalt und Funktion*“, in: Stadt- und Landmauern, Band 1, Beiträge zum Stand der Forschung, Veröffentlichungen des Instituts für Denkmalpflege an der ETH Zürich, Band 15.1., Vdf Hochschulverlag AG an der ETH Zürich (Hrsg.), Seite 107 - 116.

Meynert, Hermann (1868): „*Geschichte des Kriegswesens und der Heerverfassungen in Europa*“, Bd. 1 - 3, Nachdruck, Beck'sche Universitätsbuchhandlung, 1973, Wien.

Minckwitz, August (1894): „*Die Schweizer Leib-Garde*“, in: „*Die ersten kursächsischen Leibwachen zu Roß und zu Fuß und ihre Geschichte*“, S. 98 ff. Dresden.

Mone, F. N. (1865): Der Schwarzwald und Breisgau im Spanischen Erbfolgekrieg von 1702 - 1705, in: Zeitschrift für Geschichte des Oberrheins, XVIII, S. 129 - 174.

Musall, Heinz & Scheuerbrandt, Arnold (1980): „*Siedlungszerstörungen und Festungswerke im späten 17. und frühen 18. Jahrhundert (1674 - 1714)*“, Beiwort zur Karte VI, 12, Historischer Atlas von Baden-Württemberg, Erläuterungen, Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg (Hrsg.), Stuttgart.

Neumann, Hartwig (1981): „*Bibliographie deutschsprachiger Publikationen zur Festungsforschung seit 1945. Grundlegende Literatur, allgemeine Darstellung*“, in: Eine Zukunft für unsere Vergangenheit, Schriftenreihe Festungsforschung, Band 1, S.247 ff, herausgegeben von Dr. Volker Schmidtchen, Wesel.

Neumann, Hartwig (1981): „*Festungsbau und Festungsbautechnik in Deutschland (16. - 20. Jahrhundert)*“, in: Eine Zukunft für unsere Vergangenheit, Schriftenreihe Festungsforschung, Band 1, S. 33 ff, herausgegeben von Dr. Volker Schmidtchen, Wesel.

Neumann, Hartwig (1988): „*Festungsbaukunst und Festungsbautechnik - Deutsche Wehrbauarchitektur vom XV. bis XX. Jahrhundert*“, Bernhard & Graefe Verlag, Bonn.

Niklaus, Siegfried (1980): „*Dreißigjähriger Krieg 1620 - 1634/ 1635 - 1638/1639 – 1647*“, Beiwort zur Karte VI, 11, Historischer Atlas von Baden-Württemberg, Erläuterungen, Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg (Hrsg.), Stuttgart.

Noak, Friedrich (1930): „*Breisgauer Kriegsdrangsale im Spanischen Erbfolgekrieg*“, in: Zeitschrift für Geschichte des Oberrheins, 43, S. 250 - 311.

Nohn, Ernst August (1957): „*Festung und Schanze. Über den Verteidigungswert ständiger und feldmäßiger Befestigungen*“, in: Wehrwissenschaftliche Rundschau, 7, S. 435 - 446.

Nüscher, A (1872): „*Die Letzinen in der Schweiz*“, in: Mittheilungen der Antiquarischen Gesellschaft - der Gesellschaft für vaterländische Alterthümer, Band XVIII., Heft 1, S. 1 - 62, Zürich.

Nüske, Gerd Friedrich (1978): „*Reichskreise und Schwäbische Kreisstände um 1800*“, Beiwort zur Karte VI, 9, Historischer Atlas von Baden-Württemberg, Erläuterungen, Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg (Hrsg.), Stuttgart.

Niklaus, Siegfried (1980): „*Dreißigjähriger Krieg 1620 - 1634/ 1635 - 1638/1639 - 1647*“, Beiwort zur Karte VI, 11, Historischer Atlas von Baden-Württemberg, Erläuterungen, Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg (Hrsg.), Stuttgart.

Ortenburg, Georg (1984): „*Waffen der Landsknechte 1500 – 1650*“, Bernhard & Graefe Verlag, Bonn.

Ortenburg, Georg (1986): „*Waffe und Waffengebrauch im Zeitalter der Kabinettskriege, Heerwesen der Neuzeit*“, Bernhard & Graefe Verlag, Bonn.

Ortenburg, Georg (1986): „*Waffen der Kabinettskriege 1650 – 1792*“, Bernhard & Graefe Verlag, Bonn.

Ortenburg, Georg (1988): „*Waffen der Revolutionskriege 1792 – 1848*“, Bernhard & Graefe Verlag, Bonn.

Papke, Eva (1980): „*Bibliophile Werke zur Geschichte der Fortifikation vom Ende des 16. bis zum Anfang des 18. Jahrhunderts in den Beständen des Armeemuseums der DDR*“, in: Militärgeschichte“, Berlin, 19 (1980), 1, S. 96 - 102.

Plassmann, Max (2000): *„Krieg und Defension am Oberrhein: Die vorderen Reichskreise und Markgraf Ludwig Wilhelm von Baden (1693 - 1706)“*, Historische Forschungen, Band 66, Duncker & Humboldt, Berlin und Mainz, Univ. Diss. 1998, 706 Seiten.

Quarthal, Franz (1993): *„Die wirtschaftlichen Folgen der Franzosenkriege im letzten Drittel des 17. Jahrhunderts für Württemberg, Vorderösterreich und den Schwäbischen Kreis“*, in: Fritz, Gerhard & Schurig, Rudolf (Hrsg.) 1993: *„Der Franzoseneinfall 1693 in Südwestdeutschland - Ursachen, Folgen, Probleme“*. Beiträge des Backnanger Symposiums vom 10. und 11. September 1993. Band 1. S. 121.

Richter, Erhard (1988): *„Vor 350 Jahren fand die Doppelschlacht bei Rheinfeldern statt“*, in: Das Markgräflerland, Heft 2/1988, Seite 86 - 94, Arbeitsgemeinschaft Markgräflerland für Geschichte und Landeskunde e. V., Uehlin Druck- und Papierhaus Uehlin, Schopfheim.

Rill, Bernd (1992): *„Karl VI. - Habsburg als barocke Großmacht“*. Verlag Styria, Graz, Wien, Köln.

Ritter, Eberhard (1934): *„Politik und Kriegführung - Ihre Beherrschung durch Prinz Eugen 1704“*, Heft 10, Schriften der Kriegsgeschichtlichen Abteilung im Historischen Seminar der Friedrich-Wilhelms-Universität Berlin, Walter Elze (Hrsg.), Junker und Dünhaupt Verlag, Berlin.

Röder von Diersburg (1850): *„Kriegs- und Staatsschriften des Markgrafen Ludwig Wilhelm von Baden über den Spanischen Erbfolgekrieg“*. Bd. 1: 1700 - 1703; Bd. 2: 1704 - 1707. Karlsruhe.

Rothpletz, E.(o. J.): *„Das System der Landesbefestigung. Eine strategische Studie“*. Aarau. 46 Seiten.

Schaubinger, Clemens (1854): *„Geschichte der Pfarrei Schönau auf dem Schwarzwalde, bearbeitet von Clemens Schaubinger, Dekan und Stadtpfarrer zu Schönau“*, Freiburg im Breisgau, Druck von Franz Xaver Wangler.

Scheennach, Martin P. (2003): *„Tiroler Landesverteidigung 1600 - 1650 - Landmiliz und Söldnertum“*, Universitätsverlag Wagner, Innsbruck.

Schlageter, Albrecht (1988): *„Beitrag zur Siedlungsgeschichte der Täler im Umkreis des Berges (Münstertal. Großes und Kleines Wiesental)“*, in: Das Markgräflerland: Beiträge zu seiner Geschichte und Kultur, 50.1988, Heft 1.1988, Seite 59.

Schmidt, Hans (1984): *„Die Verteidigung des Oberrheins und die Sicherung Süddeutschlands im Zeitalter des Absolutismus und der Französischen Revolution“*, in: Historisches Jahrbuch, 104, S. 46 - 62.

Schmidtchen, Volker (1977): *„Bombarden, Befestigungen, Büchsenmeister - Von den ersten Mauerbrechern des Spätmittelalters zur Belagerungsartillerie der Renaissance“*. Eine Studie zur Entwicklung der Militärtechnik. Droste Verlag Düsseldorf.

Schmidtchen, Volker (1981): *„Von den Mauern Jerichos zur neuzeitlichen Festung - Befestigung als technische, ökonomische und soziale Reaktion auf militärische*

*Bedrohung im Verlauf der Geschichte*“, in: *„Eine Zukunft für unsere Vergangenheit“*, Schriftenreihe Festungsforschung, Band 1, S. 9 ff, herausgegeben von Dr. Volker

Schmidtchen, Wesel.

Schneider, Ernst (1957): *„Über die Aufhebung der im Wiesenkreis befindlichen sog. Nebenkirchen und Kapellen während der Aufklärung“*, in: *Das Markgräflerland: Beiträge zu seiner Geschichte und Kultur*, 19. 1957, Heft 1.1957.

Schreiber, Heinrich (1829): *„Die Feldzüge in den Umgegenden Freiburg im Jahre 1644“*, in: *Freiburger Adressenkalender*, Seite 27 - 48.

Schröder, Rainer (1995): *„Befestigungen am Oberrhein“*, in: *Interfest, Fortifikation, Fachblatt des Studienkreises für Internationale Festungsforschung*.

Schulze, Winfried (1988): *„Die deutschen Landesdefensionen im 16. und 17. Jahrhundert“*. In: *Kunisch, Staatsverfassung*, S. 130 - 149.

Schurig, Roland (1993): *„Ein trauriger Beweis für die Ohnmacht und Schwäche Deutschlands.“ - Die Franzoseneinfälle 1688 und 1693 im Spiegel der württembergischen Historiographie des 18., 19. und frühen 20. Jahrhunderts“*, in: *Fritz, Schurig, Rudolf (Hrsg.) 1993: „Der Franzoseneinfall 1693 in Südwestdeutschland – Ursachen, Folgen, Probleme“*. Beiträge des Backnanger Symposiums vom 10. und 11. September 1993. Band 1. S. 151 ff.

Seidenspinner, Wolfgang (1993): *„Archäologie, Volksüberlieferung, Denkmalideologie - Anmerkung zum Denkmalverständnis der Öffentlichkeit in Vergangenheit und Gegenwart“*. - *Fundberichte aus Baden Württemberg*. Band 18. Seite 2 - 11. Stuttgart.

Seidenspinner, Wolfgang (1992): *„Sage und Geschichte. Zur Problematik Grimmscher Konzeptionen und was wir daraus lernen können“*. In: *Fabula. Zeitschrift für Erzählforschung* 33

Seidenspinner, Wolfgang (1988): *„Mythen von historischen Sagen. Materialien und Notizen zum Problemfeld zwischen Sage, Archäologie und Geschichte“*. In: *Jahrbuch für Volkskunde N.F. 11 (1988)*;

Seith, Karl (1935): *„Linien und Schanzen im südlichen Schwarzwald“*, in: *Markgräflerland*, Nr. 6, S. 23 - 24.

Schwarz, Werner (1991): *„Representatio Belli - Eine Kupferstichfolge zum Spanischen Erbfolgekrieg aus dem Augsburgener Verlag Jeremias Wolf“*. In: *Zeitschrift des Historischen Vereins für Schwaben* 84 (1991), S. 129 - 184.

Seith, Karl (1935): *„Linien und Schanzen im südlichen Schwarzwald“*, in: *Markgräflerland*, Nr. 6, S. 23 - 24.

Seith, Karl (1953): *„Die Frühjahrsversammlung in Schönau am 26. April 1953“*, in: *Das Markgräflerland: Beiträge zu seiner Geschichte und Kultur* 15. 1953, Heft 2. 1953, Seite 84.

Seith, Karl (1954): „*Das Bild in der Kapelle zu Schönenbuchen bei Schönau*“; in: Das Markgräflerland: Beiträge zu seiner Geschichte und Kultur, 16. 1954, Heft 1. 1954, Seite 16.

Shinop, Hideo (1992): „*Zur verfassungsgeschichtlichen Bedeutung des Landesdefensionswesens*“. In: ZHF 19 (1992), S. 341 - 358.

Söllner, Gerhard (1995): „*Für Badens Ehre. Die Geschichte der badischen Armee. Formationen, Feldzüge, Waffen, Ausrüstung von 1604 - 1832.*“ Bd. 1 (= Dokumentente zur Landesgeschichte. Bd. 23). Karlsruhe.

Sonderegger, Stefan (1988): „*Der Kampf an der Letzi: Zur Typologie des spätmittelalterlichen Abwehrkampfes im Bereich von voralpinen Landwehren*“, in: Revue Internationale d' Histoire Militaire, édition suisse, 65, S. 77- 90.

Spiegel, Hans (1970): „*Schutzbauen und Wehrbauten*“, Deutsche Burgenvereinigung (Hrsg.), Heft 4 der Schriften zur Burgenkunde des Deutschen Burgeninstituts auf der Marksburg über Braubauch/Rhein.

Störk, Werner (2000): „*Fortifikation im Barock: Die Schanzen des „Türkenlouis“ im Südschwarzwald*“. In: Das Markgräflerland, 2009 Band 1, S. 13–80

Störk, Werner (2014): „*Die Sternschanze auf dem „Hau“ bei Neuenweg – eine absolute Rarität.*“ In: Das Markgräflerland, Band 2014, S. 76–84

Störk, Werner (2004): „*Die Barockschanzen des Türkenlouis im südlichen Schwarzwald.*“ In: Jahrbuch (der Stadt Schopfheim) 19, 2004, ISSN 0930-3146, S. 68–77

Storm, Peter-Christoph (1973): „*Der Schwäbische Kreis als Feldherr – Untersuchungen zur Wehrverfassung des Schwäbischen Reichskreises in der Zeit von 1648 bis 1732*“, Schriftenreihe zur Verfassungsgeschichte, Band 21. Berlin.

Stolz, Otto (1960): „*Bauten und Ausrüstungen für Wehrzwecke*“, in: Wehrverfassung und Schützenwesen in Tirol bis 1918, Kapitel VI, S. 136 - 155.

Storm, Peter-Christoph (1973): „*Der Schwäbische Kreis als Feldherr - Untersuchungen zur Wehrverfassung des Schwäbischen Reichskreises in der Zeit von 1648 bis 1732*“, Schriftenreihe zur Verfassungsgeschichte, Band 21. Berlin.

Strobel, Engelbert (1935): „*Neuaufbau und Verwaltung und Wirtschaft der Markgrafschaft Baden-Durlach nach dem Dreißigjährigen Krieg bis zum Regierungsantritt Karl Wilhelms (1648 - 1709)*“; (= Historische Studien. Heft 275). Berlin.

Struensee, Karl August (1771): „*Anfangsgründe der Kriegskunst. Teil 1: Von der Befestigung im Felde*“. Leipzig/Liegnitz.

Sturm, Leonhard Christoph (1718): „*Architectura civili-militaris*“, Augsburg

Süß, Rolf (1988): „*Begriffe des Angriffs- und Verteidigungswesens*“, in: (1988): Stadt und Festung Freiburg (2) - Aufsätze zur Geschichte der Stadtbefestigung, Schadek & Ecker (Hrsg.), Seite 75 - 86.

Textor, Fritz (1935): „*Eine entmilitarisierte Zone am Oberrhein im 17. Jahrhundert*“, in: Rheinische Vierteljahresblätter, Bd. V, Seite 291 - 301

Textor, Fritz (1937): „*Entfestigungen und Zerstörungen im Rheingebiet während des 17. Jahrhunderts als Mittel der französischen Rheinpolitik*“ (= Rheinisches Archiv, Bd. 31). Bonn.

Thoma, Fridolin (1985): „*Befestigungslinien - Schanz – Landhag*“, in: Rickenbach – Geschichte der Einung, des Kirchspiels und der Gemeinde. Gemeinde Rickenbach (Hrsg.), Verlag Südkurier, Konstanz, S. 68 ff.

Toman, Rolf (Hrsg.) (2004): „*Die Kunst des Barock – Architektur, Skulptur, Malerei*.“ Könemann, Tandem Verlag, Königswinter.

Turtur, Hans (1985): „*Die Landhage im Hauensteiner Land*“, in: Heimat am Hochrhein, Band X, Jahrbuch des Landkreises Waldshut, Verlag Südkurier Konstanz, S. 193 -208.

Vdf Hochschulverlag AG an der ETH Zürich (Hrsg.)(1995): „*Stadt- und Landmauern*“, Band 1, Beiträge zum Stand der Forschung, Veröffentlichungen des Instituts für Denkmalpflege an der ETH Zürich, Band 15.1.

Vdf Hochschulverlag AG an der ETH Zürich (Hrsg.)(1996): „*Stadt- und Landmauern in der Schweiz*“, Kataloge, Darstellungen. Band 2, Veröffentlichungen des Instituts für Denkmalpflege an der ETH Zürich, Band 15.2.

Vdf Hochschulverlag AG an der ETH Zürich (Hrsg.)(1999): „*Stadt- und Landmauern in der Schweiz*“, Nachträge zu Band 2, Veröffentlichungen des Instituts für Denkmalpflege an der ETH Zürich, Band 15.2.

Vdf Hochschulverlag AG an der ETH Zürich (Hrsg.)(1999): „*Stadt- und Landmauern in der Schweiz, Abgrenzungen - Ausgrenzungen in der Stadt und um die Stadt*“. Band 3, Veröffentlichungen des Instituts für Denkmalpflege an der ETH Zürich, Band 15.3.

Vogler, Bernard (1993): „*Die Politik Ludwig XIV. im Elsaß und in der Pfalz im späten 17. Jahrhundert*“, in: Fritz, Gerhard & Schurig, Rudolf (Hrsg.) 1993: „*Der Franzoseneinfall 1693 in Südwestdeutschland - Ursachen, Folgen, Probleme*“. Beiträge des Backnanger Symposiums vom 10. und 11. September 1993. Band 1., S. 19 ff.

Von Frauenholz, Eugen (1940): „*Das Heerwesen in der Zeit des Absolutismus*“, 4. Bd. Entwicklungsgeschichte des Deutschen Heerwesens. C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, München, Eugen von Frauenholz (Hrsg.).

Von Reitzenstein, Freiherr Alexander (1964): „*Der Waffenschmied - Vom Handwerk der Schwertschmiede, Plattner und Büchsenmacher*“. Bibliothek des Germanischen Nationalmuseums Nürnberg zur Deutschen Kunst- und Kulturgeschichte. Herausgeber Ludwig Grote, Band 23. Prestel Verlag München.

Werner, Kurt (1946): „*Die Anfänge der schweizerischen Landesbefestigung 1815 – 1860*“, NF 10, Schweizer Studien zur Geschichtswissenschaft, Zürich.

Wernli, Fritz (1893): „*Landsturmordnung für den südlichen Schwarzwald*“, in: Zeitschrift für Geschichte des Oberrheins, VIII, S. 382 - 84

Wieland, Günther (1999): „*Keltische Viereckschanzen. Einem Rätsel auf der Spur*“, Theiss-Verlag, Stuttgart.

Wild, Werner (1997): Reichenbach: „*Burg und Letzi Mülener - Die Rettungsgrabungen von 1941 und 1990 – 1996*“, in: Schriftenreihe der Erziehungsdirektion des Kantons Bern, herausgegeben vom Archäologischen Dienst des Kantons Bern. Verlag Paul Haupt, Bern/Stuttgart/Wien.

Winterer, Wilhelm (1915): „*Die Entstehung und Verwertung der Schanzen und Linien auf dem südlichen Schwarzwald - unter besonderer Berücksichtigung des Hohlen Grabens*“, in : Zeitschrift der Gesellschaft zur Beförderung der Geschichts-, Altertums- und Volkskunde von Freiburg, dem Breisgau und den angrenzenden Landschaften.

Winterer, Wilhelm (1916): „*Die Entstehung und Verwertung der Schanzen und Linien auf dem südlichen Schwarzwald - unter besonderer Berücksichtigung des Hohlen Grabens*“. Inaugural-Dissertation, Freiburg, Caritas Druckerei.

Wohleb, Joseph Ludolf (1933): „*Schwarzwaldbefestigungen des 17. und 18. Jahrhunderts - 1. Die Schwarzwaldkammlinie*“, in: Der Schwarzwald, Nr. 7, Jahrgang 36, S. 112 – 115.

Wohleb, Joseph Ludolf (1933): „*Schwarzwaldbefestigungen des 17. und 18. Jahrhunderts - 2. Die Schwarzwaldrandlinie gegen den Breisgau*“, in: Der Schwarzwald, Nr. 11, Jahrgang 36, S. 177 – 180.

Wohleb, Joseph Ludolf (1940): „*Die Anfänge des Erdwehrbaues auf dem Schwarzwald*“, in: Zeitschrift für Geschichte des Oberrheins, Nr. 92, S. 256 – 27.

Wohleb, Joseph Ludolf (1941): „*Der vorderösterreichische Breisgau und seine Wehranlagen zu Beginn des Krieges 1701 - 1714*“, in: Schau-ins-Land, Jahrgang 67, Freiburg, S. 117 - 142.

Wunder, Bernd (1993): „*Der Franzoseneinfall von 1693 - militärische und politische Ziele*“, in: Fritz, Gerhard & Schurig, Rudolf (Hrsg.) 1993: „*Der Franzoseneinfall 1693 in Südwestdeutschland - Ursachen, Folgen, Probleme*“. Beiträge des Backnanger Symposiums vom 10. und 11. September 1993. Band 1., S. 9 ff.

Zähme, Volker (2000): „*Schnellkurs Barock*“, Verlag DuMont, Köln, 191 Seiten.